Bilder

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Erstes Bändchen.

Zwickau,
Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.
1859.

Bilder

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Erstes Bändchen.

Zwickau,

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1859.

I. Ninive und Babylon.

Abraham zog einst mit den Seinigen und mit all seiner Habe von Ur in Chaldäa nach Haran und von dort in das Land Kanaan, und wurde hier der Stammvater des israelitischen Volkes. Er kam so von Osten her dahin aus dem Lande, welches gewöhnlich Mesopotamien genannt wird; in jenes Land schickte er auch später wieder seinen Knecht Elieser, um seinem Sohn Isaak die Rebekka zum Weibe zu holen, dorthin floh auch Jakob vor seinem Bruder Esau, dort heirathete er Rachel und Lea und kehrte von dort mit seinen Weibern und Söhnen und Heerden wieder nach Kanaan zurück. Jenes Stammland der Israeliten im Osten, das Land an den beiden großen Strömen Euphrat und Tigris, war damals und noch lange nachher ein von vielem Volke bewohntes Land und der Sitz mächtiger Reiche, dort lagen die beiden weltberühmten Städte Ninive und Babylon. Die beiden Flüsse, welche jenes Land durchströmen, entspringen in geringer Entfernung von einander in dem hohen Gebirgslande Armenien, in welchem der Berg Ararat mit seinem schneebedeckten Gipfel über alle andern Berge emporragt; der Euphrat, welcher weiter nördlich herkommt, umfließt in einem weiten Bogen nach Westen zu die Bergketten Armeniens, während der Tigris sie nach Süden zu durchbricht, dann durchfließen beide Ströme ein einförmiges

bald fruchtbares bald ödes hochliegendes Land, abwechselnd zwischen Felsen, Hügeln, Seen, Wiesen und Wäldern hindurch. Allmälig flacht sich der Boden ab, die Niederungen werden breiter, doch die Bäume verschwinden mehr und mehr; die beiden Flüsse treten immer näher zusammen, und etwa hundert Meilen oberhalb ihrer Mündung beginnt eine weite Ebene von braunem und fettem Boden, durch welche der Euphrat in langsamem trägem Laufe nach dem Meere fließt, während der Tigris in einem schmalern Bett oft zwischen Felsen hindurch, von starken Zuflüssen verstärkt, rasch und brausend hinab eilt. Alljährlich, sobald der Schnee in den Gebirgen Armeniens schmilzt, schwellen beide Flüsse an und helfen das Land zu bewässern, welches trotz seines guten Bodens sonst unfruchtbar bliebe, da es nur selten regnet; doch treten sie nicht so regelmäßig über ihre Ufer wie der Nil in Aegypten, oft wird die Ebene durch den allzumächtigen Andrang der Fluthen verheert, oft aber kann auch das Wasser nur durch künstliche Mittel über die Felder verbreitet werden. Die Fruchtbarkeit dieser Ebene wird von den alten Schriftstellern vielfach gerühmt. Während jenseits des Euphrat das Land größtentheils eine Wüste ohne Wasser und ohne Frucht ist, und jenseits des Tigris bergige und felsige Gegenden liegen, sah man damals im Lande zwischen den beiden Strömen Weizen, Gerste und die Oelfrucht Sesam wild wachsen, in den Sümpfen sogar fand man vielerlei eßbare und nahrhafte Wurzeln und Pflanzen, es gab Palmen und Baumfrüchte in Menge und viele Fische und Vögel aller Art. Palmenwälder ziehen sich noch heute an beiden Ufern der Flüsse hin, und schmücken die sonst einförmige Landschaft mit ihren schlanken Stämmen, ihren hohen Wipfeln und breiten Blättern. Hier im Lande S i n e a r, wie es in der Bibel genannt wird, wohnten die C h a l d ä e r, und hier lag am Euphrat die Stadt B a b e l oder B a b y l o n. N i m r o d, der, wie 1. B. Mos. 10, 8 erzählt wird, a n f i n g e i n g e w a l t i g e r H e r r z u s e i n a u f E r d e n u n d e i n g e w a l t i g e r J ä g e r w a r v o r d e m H e r r n, gründete in Babel sein Reich; hier wurde der Thurm gebaut, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, bei welchem die Sprache der Völker verwirrt wurde,

daß sie sich in alle Länder zerstreuten. Weiter nördlich am Tigris im Lande Assur oder Assyrien lag die Stadt Ninive. Auch hier war das Land schön und fruchtbar; nach Norden und Osten sah man hohe Berge mit Eichen- und Nußbaumwäldern, die nach dem Flusse hin zu Hügeln und endlich zu Ebenen abfielen: auf den Hügeln, die durch zahlreiche Flüsse und Bäche bewässert sind, gediehen Reben und Oelbäume, unten in den Ebenen Getreide und Palmen.

Wann die Stadt Ninive gegründet wurde, weiß man nicht, doch erzählt man von einem alten Könige Ninus, der sie erbaut haben soll; dieser zog von hier aus mit einem Kriegsheere gegen den benachbarten König von Babylon, nahm ihn mit seinen Kindern gefangen und tödtete ihn, unterwarf dann alle umliegenden Länder und Völker, und wurde so der Gründer eines großen und mächtigen Reiches, welches viele Jahrhunderte hindurch bestand und später das Werkzeug wurde, dessen sich Gott bediente, um die Sünden Israels zu bestrafen. Von der Gemahlin des Ninus, der Semiramis, die ihrem Gemahl auf dem Throne folgte und seine Eroberungen noch erweiterte, wird viel Fabelhaftes erzählt. Von den Thaten und Schicksalen ihrer Nachkommen ist uns aber keine Kunde überliefert, bis zur Zeit wo bei den Israeliten der König Menahem sich widerrechtlich der Regierung des Reiches Israel bemächtigt hatte; dieser suchte Schutz bei dem Könige Phul von Assyrien, und gab ihm tausend Zentner Silber, die er durch eine Steuer auf die Reichsten im Lande aufbrachte, daß er es mit ihm hielte und ihm das Königreich bekräftigte 2. Kön. 15, 19. Als später Pekah von Israel das Reich Juda mit Krieg überzog, das Land verheerte, die streitbaren Männer niederhieb, eine Menge Gefangener und reiche Beute nach Samaria schleppte und Jerusalem einschloß, da suchte Ahas von Juda seinerseits bei Assyrien Hülfe, so sehr auch der Prophet Jesaja davon abrieth; der assyrische König Thiglath Pilesser half ihm allerdings, nahm aber einen Theil des Landes Israel selbst in Besitz, und führte die Israeliten, die jenseits des Jordans wohnten, Ruben, Gad und halb Manasse und auch den Stamm Naphthali in Galiläa gefangen nach

Assyrien weg, wo er ihnen neue Wohnsitze gab. Voll Trauer rief damals Jesaja aus 1, 7 u. ff.: Euer Land ist wüste, eure Städte sind mit Feuer verbrannt, Fremde verzehren eure Aecker vor euern Augen; was aber noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt. Wenn uns der Herr Zebaoth nicht ein Weniges ließe übrig bleiben, so wären wir wie Sodom und gleichwie Gomorra. Als der Nachfolger Thiglath Pilesser's, Salmanassar, wieder heranzog, mußte sich Hosea von Israel als sein Unterthan erklären und ihm eine jährliche Geldsumme bezahlen; nachdem sich aber das assyrische Kriegsheer entfernt hatte, schloß Hosea einen Bund mit dem Könige von Aegypten und verweigerte das jährliche Geschenk. Doch damit brach das Strafgericht über das Reich Israel herein, und Jesaja verkündete zum Voraus das Schicksal das ihm drohte 28, 1 u. ff.: Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Thale derer, die vom Weine taumeln. Siehe, ein Starker und Mächtiger vom Herrn, wie ein Hagelsturm, wie ein schädliches Wetter, wie ein Wassersturm, die mächtiglich einreißen, wird in das Land gelassen mit Gewalt, daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen zertreten werde, und die welke Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche steht oben über einem fetten Thale, wird sein gleichwie das Reife vor dem Sommer, welches verdirbt, wann man es noch an seinem Zweige hangen sieht. Schnell eilte Salmanassar herbei, der König von Israel wurde gefangen genommen, Samaria belagert: wohl leistete die Stadt während drei Jahren Widerstand, doch sie wurde eingenommen und zerstört, und der größte Theil der Bewohner des Reiches Israel wurde in die assyrische Gefangenschaft weggeführt; sie erhielten Wohnsitze in dem Lande jenseits des Euphrat und am Tigris,

während fremde Völkerschaften in die verwüsteten Städte und das verödete Land Israels gebracht wurden. Salmanassars Nachfolger Sanherib zog auch gegen das Reich Juda, nahm dessen feste Städte ein und zwang den frommen König von Juda Hiskia, ihm alle Schätze des Tempels und des Königshauses in Jerusalem zu geben; nachdem er diese erhalten, verlangte er aber auch, daß er ihm die Stadt Jerusalem übergäbe, doch Hiskia, im Vertrauen auf Gottes Hülfe, weigerte sich standhaft, ihm die Thore zu öffnen, und Jesaja verkündete 2. Kön. 19, 32 u. ff. (Jes. 37, 33 u. ff.): Der Herr spricht vom Könige von Assyrien also: Er soll nicht in diese Stadt kommen, und keinen Pfeil darein schießen, und kein Schild davor kommen, und soll keinen Wall darum schütten, sondern er soll den Weg wieder ziehen, den er gekommen ist, und soll in diese Stadt nicht kommen, der Herr sagt es; und ich will diese Stadt beschirmen, daß ich ihr helfe um meinetwillen und um David meines Knechtes willen. — Und in derselben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn und schlug im Lager von Assyrien hundert und fünf und achtzig tausend Mann; und da sie sich des Morgens früh aufmachten, siehe, da lag es Alles voll todter Leichname. Also brach Sanherib, der König von Assyrien, auf und zog weg, und kehrete um, und blieb zu Ninive.

Die Könige von Assyrien lebten damals in ihrer Hauptstadt in größter Pracht und Herrlichkeit, sie geboten über weite Länder und mächtige Kriegsheere, und Ninive war die größte Stadt der Welt. In der Erzählung vom Propheten Jona heißt es 3, 3: Ninive sei drei Tagereisen groß gewesen; damit stimmen auch die Beschreibungen anderer alten Schriftsteller vollkommen überein. Die Mauer, welche die Stadt umgab, hatte fünfzig Ellen Höhe und eine solche Breite, daß drei Wagen neben einander darauf Platz fanden; fünfzehnhundert Thürme ragten mit doppelter Höhe über die Mauer empor und dienten zu ihrer Vertheidigung. Der Umfang dieser Mauer betrug zwölf Meilen, sie war wie alle

Gebäude der Stadt nicht aus Bruchsteinen, sondern aus Ziegelsteinen aufgeführt. Doch wohnten in diesem ungeheuern Raume bei weitem nicht so viele Leute, als heutzutage in Europa in einer Stadt von solchem Umfange wohnen würden; denn erstlich hatte damals wie jetzt noch in jenen Gegenden jede Familie ihr Haus für sich, und dann lagen innerhalb der Stadtmauern große Gärten und Felder, auf welchen im Falle einer Belagerung hinreichend Getreide zum Unterhalte der Bevölkerung erbaut werden konnte. Wenn daher Gott zu Jona sagt 4, 11: Und mich sollte nicht jammern Ninive, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert und zwanzig tausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist? so sind damit 120,000 Kinder gemeint, was auf eine Bevölkerung von 600,000 Menschen schließen läßt; die Bevölkerung von Paris, welches einen weit geringern Umfang hat, ist jetzt doppelt, und die von London gar viermal so groß. Innerhalb der Stadt standen mehrere prachtvolle Königspaläste, aus vielen Gebäuden bestehend, von welchen jeder wie eine kleine Stadt für sich bildete und von einem großen und schönen Park oder Paradies, wie man es nannte, umgeben war. Hier ist der Schätze kein Ende, sagt der Prophet Nahum, und die Menge aller köstlichen Kleinodien, aber, fügt er hinzu, die Thore an den Wassern werden doch geöffnet und der Palast wird untergehen, die Königin wird gefangen weggeführt werden, und ihre Jungfrauen werden seufzen wie die Tauben und an ihre Brust schlagen. Siehe, ich will an dich, spricht der Herr Zebaoth, und deine Wagen im Rauch anzünden, und das Schwert soll deine jungen Löwen fressen, und will deines Raubens ein Ende machen auf Erden, daß man deiner Boten Stimme nicht mehr hören soll. Siehe, dein Volk soll zu Weibern werden in dir, und die Thore deines Landes sollen deinen Feinden geöffnet werden, und das Feuer soll deine Riegel verzehren ꝛc. Und wie bald gingen diese Drohungen in Erfüllung,

wie bald trat ein, was der Prophet Zephanja nicht lange darauf verkündete: Der Herr wird seine Hand strecken über Mitternacht und Assur umbringen; Ninive wird er öde machen, dürre wie eine Wüste rc. Das ist die fröhliche Stadt, die so sicher wohnte, und sprach in ihrem Herzen: Ich bins und keine mehr. Wie ist sie so wüste geworden, daß die Thiere darin wohnen? In Babylon erhob sich ein neuer König und machte sich unabhängig, er verband sich mit dem Könige der Meder, und Beide zogen mit einem mächtigen Heere vor Ninive; sie wurden zwar zuerst in zwei Treffen zurückgeschlagen, aber bald überfielen sie das assyrische Lager, richteten eine große Niederlage an, verfolgten die Fliehenden bis an die Mauern der Stadt, und trieben einen großen Theil derselben in den Tigris, dessen Wellen von ihrem Blute geröthet wurden. Trotzdem zog sich die Belagerung zwei Jahre hin; aber im dritten Sommer geschah es, daß die jährliche Ueberschwemmung reißender als je zuvor erfolgte, die mächtige Fluth riß ein großes Stück der Mauer am Flusse nieder, und so wurde dem Feinde der Weg in die Stadt eröffnet. Der König, der nun verzweifelte, das Reich, die Stadt und sein eigenes Leben zu retten, ließ die Königsburg anzünden und verbrannte sich in ihr sammt seinen Weibern und Schätzen. Die Stadt wurde in Brand gesteckt, die Einwohner wurden weggeführt, und in kurzem war Ninive mit all ihrer Herrlichkeit verschwunden, so daß man während vier und zwanzig Jahrhunderten bis vor wenigen Jahren kaum den Platz wußte, wo sie gestanden hatte.

Um so größer und mächtiger wurde nun Babylon, wo Nebukadnezar regierte. Dieser zog gegen Jerusalem, plünderte die Schätze der Stadt und des Tempels, führte den König Jojachin mit allen Obersten, allen Kriegsleuten, allen Zimmerleuten und Schmieden nach Babel, und ließ nur das geringe Volk des Landes übrig, über das er Zedekia zum König einsetzte. Als dieser aber von ihm abtrünnig wurde, zog er nochmals herbei, belagerte die Stadt, nahm sie ein und zerstörte sie sammt dem Tempel, ließ den König blenden

und in Ketten nach Babylon schleppen, und führte auch das übrige Volk in die babylonische Gefangenschaft. Nachdem Nebukadnezar die Beute aus dem Tempel von Jerusalem in dem Heiligthume seiner Götzen niedergelegt, beschäftigte er sich damit, den Anbau und den Handel seines Reiches zu erweitern und die Stadt Babylon durch prachtvolle Bauten zu verschönern. Eine Menge Kanäle wurden gegraben und hohe Dämme aufgeworfen, außer denen die schon aus frühern Zeiten vorhanden waren, um so das Wasser des Euphrat und des Tigris über das ganze Land zu vertheilen und die Aecker überall zu bewässern, und der griechische Schriftsteller Herodot erzählt, der Acker habe zweihundertfache Frucht und in guten Jahren dreihundertfache Frucht hervorgebracht, und die Blätter des Weizens und der Gerste seien zuweilen vier Finger breit geworden. Babylon wurde prächtiger als es Ninive vorher gewesen war; sie bildete gewissermaßen zwei Städte, zwischen welchen der Euphrat hindurchfloß, und der Umfang derselben betrug neun Meilen; doch war der ganze Raum, den die Mauer einschloß, nicht mit Häusern bedeckt, unmittelbar hinter derselben lag ein freier Platz, und auch sonst gab es noch hie und da unbewohnte Strecken, die als Ackerland benutzt wurden. Die Mauern Babylons waren aus gebrannten Ziegeln erbaut, die durch einen Mörtel von Erdpech verbunden waren; von dreißig zu dreißig Schichten von Ziegelsteinen lief eine Lage von Schilfrohr; diese Mauern sollen zweihundert Ellen hoch und fünfzig Ellen breit gewesen sein, und wurden von zwei hundert und fünfzig noch höhern Thürmen überragt; hinter dieser ersten Mauer war noch eine zweite nicht viel kleinere. Die ganze Befestigung war außerdem mit einem breiten und tiefen Graben umgeben, der mit gemauerten Böschungen versehen und mit Wasser aus dem Euphrat gefüllt war. Hundert Thore eröffneten den Zugang zur Stadt, die Thorgebäude waren schön geschmückt, die Pfosten, Flügel und Schwellen der Thore bestanden aus Erz. So weit der Euphrat die Stadt durchströmte, waren die Ufer an beiden Seiten mit einem hohen ausgemauerten Bollwerk gegen die Ueberschwemmungen versehen, und damit der Feind nicht etwa vom Flusse her in die Stadt dringen

möchte, waren die beiden Stadttheile auch hier durch Mauern geschlossen; auch hier waren eherne Thore an den Ausgängen der Straßen, die zum Flusse herabführten, angebracht, durch die man auf gemauerten Treppen zum Flusse hinabstieg. Die langen und geraden Straßen der Stadt, die nach dem Flusse liefen, wurden von andern in geraden Linien durchschnitten, und die Häuser waren drei bis vier Stockwerke hoch. Zur Verbindung der beiden Theile der Stadt ließ Nebucadnezar eine Brücke über den Fluß bauen, was bei der Breite desselben, seinem hohen Anschwellen und seinem schlammigen Grunde kein leichtes Unternehmen war; deshalb wurde so viel Wasser als möglich durch Kanäle abgeleitet, dann wurde durch versenkte Steinblöcke und Sand ein fester Grund für die Pfeiler gewonnen, die auf diesen Grundlagen aus gehauenen Steinen errichtet und durch eiserne Klammern und Blei zusammengehalten wurden; darüber wurden dann Balken von Cedern und Palmen in einer Breite von fünfzehn Ellen gelegt, welche fortgenommen werden konnten, wenn man die Verbindung zwischen den beiden Stadttheilen unterbrechen wollte.

Eine Hauptzierde der Stadt war der babylonische Thurm, der als Tempel für den Gott diente, welchen die Babylonier am meisten verehrten. Es war dies ein viereckiger Thurm von acht immer weiter zurücktretenden Stockwerken oder gewissermaßen acht über einander gestellten, im Umfang immer abnehmenden Thürmen, der bis zu einer Höhe von ungefähr drei hundert Ellen emporstieg, somit höher als die größte Pyramide in Aegypten, das höchste Bauwerk der Erde war. Eine Mauer schloß unten den viereckigen Tempelhof ein, die beinahe eine Viertelmeile im Umfang hatte; eherne Thore führten durch diese in den innern Raum, in welchem der Thurm stand, der von gebrannten Ziegelsteinen mit Mörtel von Erdpech erbaut war, und unten drei hundert Ellen Länge und Breite hatte. Auswärts an dem Thurme lief ein Weg an den Stockwerken herum, der mit Absätzen und Ruhebänken versehen war und bis auf die Höhe des Gebäudes führte. Im obersten Stockwerke stand ein goldener Altar und ein schönes bereitetes Bett für

den Gott, der, wie sie glaubten, hier seinen Wohnsitz hatte. Im untersten Stockwerke war ein sitzendes Bild des Gottes von Gold, auf einem goldnen Throne, die Füße auf einem goldnen Schemel; vor diesem Bilde stand ein goldner Altar, auf welchem Weihrauch verbrannt wurde.

Den Königspalast umgab eine hohe Mauer aus gebrannten Ziegeln, die nicht weniger als anderthalb Meilen im Umfange hatte; innerhalb dieser war eine zweite, die zu einer Höhe von hundert und fünfzig Ellen emporstieg; diese war aus getrockneten Ziegeln erbaut, aber mit Steinplatten belegt, auf welchen die verschiedenartigsten Thiere ausgehauen und mit bunten Farben kunstreich bemalt waren. Endlich kamen hinter einer dritten Mauer die Palastgebäude, die noch einen Umfang von einer halben Meile ausfüllten, und hier waren Mauern, Wände und Thürme mit Bildern lebender Wesen von der mannigfaltigsten Art bedeckt. Nebukadnezar ließ sich neben diesem Palaste an dem Ufer des Euphrat einen neuen eben so schönen Palast erbauen; die Mauern desselben wurden mit Gypsplatten bekleidet, auf welchen Schlachten und Jagden aller Art dargestellt wurden, und die Säle und Höfe wurden mit ehernen Bildsäulen geschmückt. Dieser Palast bildete wie der andere zugleich eine Art Festung, und war auch von einer starken mit hohen Thürmen versehenen Mauer umgeben; innerhalb derselben befanden sich neben den Palastgebäuden auch große Gärten und Teiche. Den berühmtesten Theil dieser neuen Königswohnung bildeten große Terrassen, auf welchen schöne Gartenanlagen waren, die sogenannten hängenden Gärten. Dies war ein Bau von über zweihundert Ellen Länge und eben so breit; die Terrassen stiegen nach dem Euphrat hin so hoch hinauf, daß sie die achtzig Ellen hohen Thürme der Burg überragten. Sie ruhten auf übereinander gelegten Reihen von Bogen, deren Mauerwerk mit Steinplatten bedeckt war; über diese wurden starke Lagen von Erdpech gelegt, dann folgten Gyps- und Bleiplatten, um die Mauer vor dem Eindringen der Nässe zu schützen, und erst über diese Lagen wurde Gartenerde so hoch aufgeschüttet, daß sie für die Wurzeln der stärksten Bäume

ausreichte. Durch Pumpwerke, die im Innern des Gebäudes angebracht waren und deren Röhren in den Euphrat hinabreichten, wurden die Anpflanzungen auf diesen Terrassen mit Wasser versehen. Von diesen Terrassen aus übersah man den ganzen Umfang der Stadt nach allen Seiten hin, die alte Königsburg, den großen Thurm, den neuen Palast, den breiten Fluß mit seinen Fahrzeugen, das Treiben auf der Brücke und in den Straßen, und der Blick reichte weit über die Stadtmauern und Thore hinaus in die fruchtbare Ebene mit ihren Kornfeldern und Palmenwäldern. Hier konnte Nebukadnezar ausrufen (Daniel 4, 27): Das ist die große Babel, die ich erbaut habe zum königlichen Hause, durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit.

Was ist jetzt von dieser Herrlichkeit übrig? In der Einöde, von Trümmerhaufen umgeben, ragen die Reste des Thurmes von Babel über die weite Ebene empor; nur das unterste Stockwerk, unter den Trümmern der übrigen verschüttet, ist noch vorhanden, und rings herum sieht man noch Hügel, die aus Schutt und Ziegelsteinen gebildet sind und aus denen man noch zuweilen Gefäße und Metallstücke hervorgräbt. Noch waren nicht viele Jahre seit dem Tode Nebukadnezar's vergangen, als der von den Propheten verheißene Untergang über sein Reich hereinbrach, und das Volk Israel von der Knechtschaft und Verbannung, in der es durch ihn schmachtete, erlöste. Israel hat müssen sein eine zerstreute Heerde, die die Löwen verscheucht haben, so hatte der Prophet Jeremia gesprochen. Am ersten fraß sie der König von Assyrien; darnach überwältigte sie Nebukadnezar, der König von Babel. Darum spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, also: Siehe, ich will den König von Babel heimsuchen und sein Land, gleichwie ich den König von Assyrien heimgesucht habe. Israel aber will ich wieder heim zu seiner Wohnung bringen, daß sie auf Carmel und Basan weiden, und ihre Seele auf dem Gebirge Ephraim und Gilead gesättigt werden soll. Ruft Viele wider Babel, belagert sie

um und um, und laßt Keinen davon kommen; vergeltet ihr, wie sie verdient hat; wie sie gethan hat, so thut ihr wieder, denn sie hat stolz gehandelt wider den Herrn, den Heiligen in Israel 2c. So spricht der Herr Zebaoth: Die Mauern der großen Babel sollen untergraben, und ihre hohen Thore mit Feuer angesteckt werden, daß der Heiden Arbeit verloren sei, und verbrannt werde, was die Völker mit Mühe erbauet haben. Der Perserkönig Cyrus erschien mit einem mächtigen Heere, um Babylon zu erobern; die Babylonier, die sich ihm in der Nähe der Stadt entgegen stellten, wurden geschlagen und in ihre Mauern getrieben. Die Belagerung begann, aber die Mauern waren so hoch, daß die Perser weder mit ihren Pfeilen noch mit ihren Sturmleitern die Zinnen derselben erreichen, und sie waren so dick, daß sie sie auch von unten nicht zerstören konnten; eine Menge Lebensmittel waren in der Stadt aufgehäuft, so daß man auch nicht hoffen konnte, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Da griff Cyrus zu einem andern Mittel; er ließ tiefe Kanäle oberhalb der Stadt graben, um das Wasser des Euphrat abzuleiten, und nachdem die Vorbereitungen getroffen waren, ließ er schnell die Dämme durchstechen, die noch den Fluß von den Kanälen getrennt hielten. Der Fluß fiel schnell durch das Einströmen in die Ableitungsgräben so weit, daß er durchwatet werden konnte, und nun drangen die Perser im Bette des Flusses mitten in der Nacht in die Stadt ein, wo eben ein fröhliches Fest gefeiert wurde. Der König wurde gefangen und getödtet, die Soldaten mußten die Waffen strecken, die Einwohner ergaben sich den Feinden, und so war die Stadt in der Gewalt der Perser. Babylon wurde damals nicht zerstört, denn Cyrus zeigte sich überall gütig, und erlaubte auch den Juden nach Jerusalem zurückzukehren und den zerstörten Tempel wieder aufzubauen; aber die Stadt gerieth allmälig durch fernere Kriege und Empörungen in Verfall, und nach wenigen Jahrhunderten waren doch die Verkündigungen der Propheten zur Wirklichkeit geworden. Der Reisende, der jetzt in jene Gegend kommt, sieht vor seinen Augen erfüllt, was

Jeremia gesprochen: Siehe, ich will an dich, du schädlicher Berg, der du alle Welt verderbst, spricht der Herr. Ich will meine Hand über dich strecken, und dich von den Felsen herab wälzen, und will einen verbrannten Berg aus dir machen, daß man weder Eckstein noch Grundstein aus dir nehmen könne, sondern eine ewige Wüste sollst du sein, spricht der Herr. Wie geht es zu, daß der Hammer der ganzen Welt zerbrochen und zerschlagen ist? Wie geht es zu, daß Babel eine Wüste geworden ist unter allen Heiden? Ich habe dir gestellet, Babel; darum bist du auch gefangen, ehe du dich es versahest; du bist getroffen und ergriffen, denn du hast dem Herrn getrotzet ꝛc.

Jenes Land, wo einst nicht nur Ninive und Babylon ihre Pracht und Herrlichkeit zeigten, sondern eine Menge größerer und kleinerer Städte am Euphrat und Tigris und ihren Nebenflüssen und Kanälen standen, wo eine zahlreiche Bevölkerung Handel und Ackerbau trieb, und Felder und Gärten reichen Ertrag gaben, ist jetzt größtentheils eine Wüste geworden, wo halbwilde räuberische Volksstämme herumziehen und mit ihren Schaf- und Kameelheerden ein armseliges Leben fristen. Und doch ist der Boden noch derselbe, der er früher war; an den wenigen Orten, wo er regelmäßig bewässert wird, bringt er eben so reiche Frucht wie früher, er könnte immer noch Millionen von Menschen Nahrung und Wohlstand geben; Bäche sind da, die zu Mühlen und Bewässerungen dienen könnten, Wälder stehen unangerührt, Baumaterial liegt überall umher zerstreut, Metalle sind unbenutzt, weite Strecken sind mit Maulbeerbäumen bedeckt, die sich zur Seidenzucht eignen würden; überall wo Wasser ist, finden sich große Heerden von Wild, Schwärme von Sumpfvögeln, Rebhühnern, Fasanen; an den Bächen und Flüssen wachsen Granatbäume, Feigen, Oliven, Weinreben von selbst hervor. Warum ist denn das Land unangebaut und verödet, warum leben die Menschen dort in Armuth und Elend? Aus Mangel an einer ordentlichen, kräftigen, einsichtigen, auf das Wohl ihrer

Unterthanen bedachten Regierung, und weil Volksstämme dorthin gezogen sind, welche vorziehen sich müßig herumzutreiben, statt im Schweiße ihres Angesichts den Acker zu bebauen, welche lieber durch Raub sich das zu erwerben suchen, was sie brauchen, als es durch Mühe und Arbeit sich zu verdienen. Wenn der, welcher den Acker bebaut, nicht weiß, ob er auch die Frucht desselben ruhig genießen oder ob ein Anderer sie ihm gewaltsam entreißen wird, wenn der, welcher etwas besitzt, immer in Gefahr ist, von den Gewalthabern unter verschiedenen schlechten Vorwänden seines Besitzes beraubt zu werden, wenn selbst auf die einfachsten Vorrichtungen zur Bewässerung hohe Abgaben gelegt sind, und alles was den Wohlstand fördern könnte, nur zur Unterdrückung und Erpressung benutzt wird, wie soll da das Land seine Früchte geben, das Volk reich und froh werden? Die Kanäle, die einst das Land bewässerten und für welche eine gute Verwaltung vor allem sorgen müßte, sind verstopft, von den Wasserleitungen sieht man nur Trümmer, die Wehre, welche das Wasser aufstauten, sind zerstört, die Schöpfräder, die es auf die höhern Felder trieben, sind verschwunden, die Dämme, welche das Land vor verheerenden Ueberschwemmungen schützten, sind verfallen, und so sind an die Stelle der fruchtbarsten Felder Wüsteneien bis dicht unter die Mauern der noch vorhandenen Städte getreten, und diese Städte selbst zeigen in ihrem Innern nur Schmutz und elende Hütten. Im Winter, wo es dort selten friert, treten manchmal anhaltende Regen ein, aber nach einem sehr kurzen Frühling kommt schnell die Sommerhitze, die oft längere Zeit hindurch 33 bis 35 Grad im Schatten erreicht; keine Wolke erscheint dann Monate lang am Himmel, und die Erde wird von der Sonne bald ausgedorrt und versengt. Einige wenige Regenschauer im Laufe des Jahres, wenn sie zur Zeit des Säens oder wenn das Korn etwa einen Fuß hoch ist, fallen, sind hinreichend um eine gute Ernte zu sichern, aber oft geht diese Jahreszeit ganz ohne Regen vorüber, die Bewohner, die keine Mittel haben der Erde die nothwendige Feuchtigkeit zu geben, blicken vergebens zu dem wolkenlosen Himmel hinauf, es wächst weder Gras noch Getreide, die Fläche

ist gelb und öde, und die eintretende Hungersnoth hat nur neue Unordnung und neues Elend zur Folge. Merkwürdig ist es übrigens, daß dort auf den Stellen, wo einst menschliche Wohnungen waren, an den vielen Orten, wo Städte gestanden hatten, die verwüstet und dem Erdboden gleichgemacht worden sind, niemals, auch bei Regen, etwas Grünes mehr hervorsproßt, kein Gräschen, keine Spur von Kräutern oder Buschwerk zu sehen ist, und dadurch der furchtbare Eindruck der Verwüstung und Verödung, den diese Orte machen, nur vermehrt wird.

Nachdem die Trümmerhaufen, die sich in der Umgegend der jetzigen Stadt Mosul am Tigris hie und da als kahle Hügel, anscheinend von bloßer Erde und Schutt, erheben, und die man für die Ueberreste der Stadt Ninive hielt, bis auf die neuste Zeit, nicht nur wie natürlich von den dortigen unwissenden Einwohnern, sondern auch von den europäischen Reisenden, die dorthin kamen, wenig beachtet worden waren, kamen erst seit dem Jahre 1843 zwei Männer, ein Franzose und ein Engländer, auf den Gedanken, dort Nachgrabungen anstellen zu lassen, um sich zu überzeugen, ob denn wirklich dort einst eine Stadt gestanden habe und sich vielleicht noch irgend welche Reste davon erhalten hätten, und siehe da, es fand sich, daß in diesen Erdhügeln die Paläste der assyrischen Könige vergraben lagen, ihre Säle und Zimmer wurden wieder aufgedeckt, prachtvolle Bildwerke, Malereien, Inschriften aller Art wurden aufgefunden, das ganze Leben der damaligen Zeit trat in diesen Darstellungen hervor, und was vor 2500 Jahren geschehen und seitdem unter Schutt und Erde vergraben gewesen war, trat wieder an das Tageslicht. H. Botta, der im J. 1843 als französischer Consul nach Mosul kam, beschloß, die Zeit die ihm von den Arbeiten seines Amtes übrig bliebe, dazu zu benutzen, in den Erdhügeln nachzugraben, welche Mosul gegenüber jenseits des Tigris lagen und die als die Ruinen von Ninive bezeichnet wurden. Er fing bei dem Hügel an, der zunächst lag und dessen Gipfel man das Grab des Propheten Jonas nannte, doch fand er nichts als einige Ziegelsteine mit alten Schriftzeichen und einige Inschriften auf Stein. Während die Arbeitsleute, welche Botta angenommen

hatte, bei der Arbeit waren, kam ein Mann aus einem entfernten Dorfe zufällig an den Ort; da er sah, daß man jedes Bruchstück von Ziegelstein und Alabaster, welches die Arbeiter bloslegten, sorgfältig aufhob, fragte er nach der Ursache dieses ihm so seltsamen Verfahrens. Als sie ihn nun benachrichtigten, daß sie Steine mit Bildhauerarbeit suchten, rieth er ihnen, den Hügel zu untersuchen, auf welchem sein Dorf erbaut sei, und erklärte, daß dort viele solche Dinge, wie die nach denen sie suchten, beim Grundgraben zu neuen Häusern bloßgelegt worden seien. Das Dorf lag fünf Stunden von Mosul; Botta schickte dorthin, und nach einigem Widerstande von Seiten der Einwohner wurde seinen Arbeitern erlaubt, einen Schacht in den Hügel zu treiben. In geringer Tiefe stieß man auf den obern Rand einer Mauer, die, wie sich beim Tiefergraben zeigte, aus Gypsplatten bestand. Botta ließ darauf einen weitern Graben anlegen und in der Richtung der Mauer fortziehen, und er fand bald, daß er in ein Zimmer gekommen war, welches mit andern Zimmern zusammenhing und mit Gypsplatten ausgelegt war, auf denen sich Bildwerke befanden, welche Darstellungen von Schlachten, Belagerungen und ähnlichen Ereignissen enthielten. Zahlreiche Inschriften enthielten augenscheinlich die Erklärung dieser Ereignisse, allein sie waren in einer eigenthümlichen uralten, schwer zu entziffernden Schrift, der sogenannten Keilschrift, geschrieben, deren mannigfaltige Zeichen wie aus verschiedenen Nägeln oder Keilen zusammengesetzt erscheinen, und welche in der Zeit der Assyrer gebräuchlich gewesen war. Botta hatte somit ein assyrisches Gebäude entdeckt, das erste wahrscheinlich, welches seit der Zerstörung Ninive's wieder vor den Blick der Menschen getreten war, und dies war der Anfang zahlreicher Entdeckungen ähnlicher Art, welche auf diese folgten. Er bemerkte bald, daß das von ihm theilweise aufgedeckte Gebäude unglücklicher Weise durch Feuer zerstört worden war, und daß die Gypsplatten deshalb, sobald sie der Luft ausgesetzt wurden, sehr schnell in Stücken zerfielen; keine Vorsichtsmaßregel konnte diese rasche Zerstörung aufhalten, diese Urkunden von Siegen und Triumphen, die so lange die Macht der assyrischen Könige bezeugt und ihren Stolz vermehrt, und

die den Verheerungen der Jahrhunderte widerstanden hatten, konnten kaum so lange zusammengehalten werden als nöthig war, um sie in ihren Umrissen rasch abzuzeichnen, und dann verschwanden sie auf immer. Fast alles in diesem Trümmerhügel Aufgefundene ist auf diese Art wieder sehr schnell dahingegangen, zum Glück war dies aber mit den spätern Entdeckungen nicht der Fall.

Unter andern Bildwerken, welche Botta an den Wänden dieses Palastes auffand, stellte eines einen von zwei Pferden gezogenen Wagen vor, in welchem sich drei Personen befanden. Die Hauptgestalt war ein Mann mit einem Barte, der die rechte Hand emporhob und in der linken einen Bogen hielt; hinter ihm war ein Diener ohne Bart, der einen mit Fransen besetzten Sonnenschirm trug, und zu seiner Rechten ein Wagenführer mit Peitsche und Zügeln. Das Ganze war mit großer Wahrheit und Leben gezeichnet. Die Räder des Wagens bestanden aus acht schmalen mit Zierrathen bedeckten Speichen. Das Geschirr war reich verziert und ehedem bemalt; doch hatten nur zwei Farben, roth und blau, die Probe der Zeit bestanden, wahrscheinlich waren aber noch andere Farben dagewesen, die durch das Alter schwarz geworden waren. Die Köpfe der Pferde waren mit einem in der Gestalt von drei Reifen gebildeten Federbusch geschmückt, die Stirnen mit einer dicken Binde bedeckt, auf dem Nacken eine breite blau gefärbte Platte, an welche ein breites rothes Band befestigt war, das hinter ihren Köpfen herabging. Auf der Brust hatten sie eine aus vier abwechselnd rothen und blauen Platten gebildete Zierrath, die an einem rothen mit ähnlichen Zierrathen geschmückten Riemen hing. Die Zügel waren durch einen einzigen Riemen am Gebiß befestigt, aber in drei verschiedene rothe Streifen getheilt, von denen einer an dem Wagen selbst befestigt war. Hinter dem Wagen war ein Reiter, mit dem Schwert an seinem Gürtel und dem Köcher auf der Schulter; sein Pferd war auf dieselbe Art reich geschmückt. Diesem Wagen folgten vier ähnliche, gegen die Festung zugewendet, jeder von zwei Rossen gezogen und mit vier Personen besetzt, die Hauptfigur trug einen spitzen Helm und spannte den Bogen, neben ihr befand sich der Wagenlenker und hinter diesem zwei

2*

Krieger mit Wurfspießen und Schilden; unter den Füßen der Pferde lag bei jedem Wagen ein gefallener Krieger, und oben stürzte ein verwundeter kopfüber herab. Unter den Ruinen wurden bedeutende Ueberreste von Kupfer und große Massen Holzkohlen gefunden, aus letztern schloß eben Botta, daß das Gebäude, welches auch seine Bestimmung gewesen sein mag, durch Feuer zerstört wurde, und daß die Kupferstücke von den Nägeln herrühren, durch welche das hölzerne Dach zusammengehalten ward.

Bei der Fortsetzung seiner Nachforschungen wurde Botta endlich dadurch aufgehalten, daß er an die Häuser des auf dem kleinen Hügel erbauten Dorfes gelangte; die Einwohner machten Einwendungen gegen seine weitern Ausgrabungen, und hatten anfangs keine Lust, den Boden auf welchem ihre Wohnungen standen, zu verkaufen. Nach einiger Zeit jedoch wurde diese Schwierigkeit beseitigt und eine neue mit Bildern bedeckte Tafel nach der andern erschien. Eine der merkwürdigsten war ein breites Stück Marmor, auf dem die Erstürmung einer Festung abgebildet war; diese war von einer durch Thürme vertheidigten Ringmauer umgeben, an deren Fuß ein Graben oder ein Fluß war. Innerhalb der Ringmauer stand ein Thurm, aus dessen Ringmauer drei wie Aehrenbüschel aussehende Gegenstände hervorragten, die hellroth gemalt waren und wahrscheinlich Flammen vorstellen sollten. An einer der äußern Seiten des Gebäudes ersteigen drei mit Piken bewaffnete Krieger, welche ihre Schilde über den Kopf halten, mit Hülfe einer Leiter die Mauer, andere scheinen bereits den obern Rand erreicht zu haben, während noch andere in den Zwischenräumen zwischen den Thürmen emporsteigen. In der Mitte der Festung sieht man andere Personen, die zum Zeichen der Verzweiflung die Hände gen Himmel erheben. Am Fuße der äußern Ringmauer, am Rande des Grabens oder Flusses, sieht man eine Reihe von Gefangenen, die von den Siegern aufgespießt worden sind. Eine andere Tafel stellte den Wagen mit dem Könige und dessen Wagenlenker vor: der Wagen fährt in voller Eile nach der Festung zu, und die Pferde zertreten einen unter ihren Füßen am Boden liegenden Krieger. Auf einer andern waren verschiedene Personen

auf Stühlen sitzend abgebildet, wodurch vielleicht ein Gastmal vorgestellt werden sollte; vor jeder der sitzenden Personen stand ein Tisch, an einem glaubte Botta sogar die Spuren von einem Tischtuche unterscheiden zu können; andere Figuren, die in der Nähe standen, brachten entweder Speisen oder hielten Fächer, um den sitzenden Figuren Luft zuzufächeln. Auch Stücke von verbrannten Balken wurden gefunden und auf dem Fußboden des einen Zimmers mehrere kleine Kugeln von Thonerde mit dem Abdrucke der Figur eines Mannes, der einen auf seinen Hinterfüßen stehenden Löwen ersticht. Unzählige andere Ueberreste von kupfernen Gegenständen, wie Nägel, Ringe, Ketten u. dgl. wurden gefunden, von Eisen aber keine Spur.

Diese Entdeckungen machten natürlich in Europa großes Aufsehen, und in Folge davon erhielt auch ein Engländer, H. Layard, im J. 1845 von seiner Regierung den Auftrag und die Mittel, ähnliche Nachgrabungen anzustellen. Er that dies an einem Hügel, der in südlicher Richtung in einiger Entfernung von Mosul lag, und fand bald noch großartigere Bildwerke als die, welche Botta entdeckt hatte. Er wurde aber in seinen Ausgrabungen öfters durch die Unwissenheit und den Aberglauben der Einwohner gehindert, die sich nicht anders denken konnten als daß die Ausgrabungen vorgenommen würden, um Schätze aufzusuchen, oder sich gar von Einigen weiß machen ließen, die Inschriften, die man aufgefunden hätte, bewiesen, daß die Europäer einst das Land innegehabt hätten, und in Folge davon hätten sie die Absicht, sogleich von dem Lande wieder Besitz zu nehmen und alle Gläubigen d. h. Mohammedaner auszurotten. Layard ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fuhr in seinen Arbeiten fort, so weit es ihm seine Mittel erlaubten, nachdem er zuvor ganz insgeheim hatte anfangen müssen; er erwirkte sich einen besondern Befehl von Seiten der Regierung in Constantinopel, wodurch er die Erlaubniß erhielt, überall wo und wie es ihm gutdünken würde Ausgrabungen vorzunehmen, ohne daß ihn Jemand darin stören durfte. Außerordentlich war die Zahl, Größe und Mannigfaltigkeit der Bildwerke, die er in Folge davon allmälig ans Tageslicht förderte,

und von denen viele jetzt in London aufgestellt sind; man wird bei ihrer Betrachtung in die Zeit versetzt, in welcher Salmanassar die Israeliten in die Gefangenschaft abführte, in welcher Sanherib Jerusalem, doch vergebens, belagerte, denn aus jenen und aus noch frühern Zeiten stammen sie und stellen uns anschaulich das damalige Leben dar. Da sieht man einzelne Gestalten und ganze Schlachtenbilder, Belagerungen und Erstürmungen von Burgen oder ummauerten Städten. Gefangene mit allerlei Vieh, auch Kameelen, werden weggeführt, und an Männern wie Frauen, welche so in die Gefangenschaft geführt werden, kann man aus der Verschiedenheit der Bekleidung, der Kopfbedeckung u. a. mit Sicherheit auf die Verschiedenheit der Völker, die von dem Eroberer unterjocht worden, schließen. Da sieht man Reiterei, Schleuderer, Speerträger und Bogenschützen, Verwundete, Getödtete, Fliehende, um das Leben Flehende, Gefangene an einander oder einzeln gefesselt, Weiber mit ihren Kindern auf den Schultern oder an der Hand; dann den König auf seinem Kriegs- oder Siegeswagen mit dem Sonnenschirm über ihm; lange Reihen seiner Krieger, welche schön aufgezäumte Pferde führen; Beamte welche die Gefangenen oder Beute und Köpfe der Erschlagenen, die herbeigetragen und aufgehäuft werden, aufzeichnen. Besiegte Heerführer werden vor den König gebracht. Auch die Gegenden dieser Kriegsereignisse kann man wohl unterscheiden; bald ist der Schauplatz einer Belagerung an einem Strome, und Palmbäume bezeichnen die südliche Lage, bald geht der Kriegszug des Königs und seine Wagen und Reiter durch waldiges Gebirgsland, und der Kampf zieht sich dann über Berg und Thal. Eben so kann man Weinberge oder Schilfdickicht und Seegegenden unterscheiden. Merkwürdig ist auch die getreue Darstellung der Belagerungsweise; man sieht Sturmböcke heranführen, unter deren Einwirkung Breschen entstehen, und Wälle von Steinen, Ziegeln und wie es scheint auch Zweigen erheben sich gegen die Mauern der Belagerten. Auch eine Menge von Hausgeräthe ist abgebildet, Ochsenkarren mit ihrem Gespanne, Körbe von Männern getragen und andere Gefäße von Frauen. Die erbeuteten Thiere, Rinder, Esel, Maulthiere, Schafe u. a.

sind ebenfalls genau dargestellt. Auch Bilder finden sich, die gerade auf den Bau des Palastes und auf die Herbeischaffung und Aufrichtung der riesenhaften aus Stein gehauenen Gestalten Bezug haben; Karren, Hebel, Rollbäume, Seile, Stützen, der Schlitten auf welchem der Koloß liegt, die verschiedenen Arbeiterabtheilungen mit den Meistern oder Aufsehern, kann man ganz genau unterscheiden; ja selbst kleinere Werkzeuge, Sägen, Beile u. a. sind bemerkbar, auch Stein- und Schuttträger in wohlgeordneter Reihe. Ein hoher Grad von Kunstfleiß und Pracht zeigt sich an den Gewändern und Schmuckgegenständen; auch müssen die vornehmen Herren der damaligen Zeit vortreffliche Haarkräusler gehabt haben, denn Haare und Bart sind immer in kunstvolle Locken gebracht. Man übersieht die Rüstungen, Vertheidigungs- wie Angriffswaffen und Kriegsgeräthe, Flußübergänge und Schiffsdienst, Lagerleben, Jagd und Frohndienst bei Bauten. Eben so stellt sich dem Auge die Härte und Grausamkeit der Kriegführung dar; man sieht Züge von Männern, Weibern und Kindern, die sammt der Beute aus eroberten, den Flammen übergebenen Städten weggeführt werden; Köpfe der in der Schlacht Gefallenen oder Gefangenen werden gezählt und dem Könige dargebracht; Augen werden, wahrscheinlich überwundenen Königen, ausgestochen. Auch die Darstellung einer Löwenjagd findet sich; der König erscheint dabei auf seinem Wagen, der in vollem Jagen heranrennt; er wendet sich um und schießt seinen Pfeil auf einen Löwen ab, der den Wagen anzugreifen scheint. Hinter dem Löwen folgen zwei Krieger mit hohen Mützen und Schwertern oder langen Messern in den Händen, und unter den Pferden vor dem Wagen liegt ein anderer, wie es scheint todter Löwe. Eben so eine Stierjagd; der König steht auch auf seinem Wagen, mit der linken Hand faßt er das rechte Horn des Stieres und stößt mit der rechten Hand ein Messer oder einen Dolch in die weiche Stelle des Schädels zwischen den Hörnern; hinter dem Wagen ist ein Reiter mit einem mit Pferdeschweif geschmückten Spieße, und vor dem Wagen unter den Pferden liegt ein von vier Pfeilen durchbohrter Stier.

Manches was man hier abgebildet sieht, wird noch

heutzutage in jener Gegend so gemacht; so die Art und Weise über die Flüsse zu setzen oder auf dem Flusse zu fahren. Will dort Jemand über den Tigris oder über einen andern Fluß setzen, so nimmt er einen aus einer Ziegenhaut gemachten Schlauch, bläst ihn auf, befestigt seine ausgezogenen Kleider auf dem Kopfe, geht dann mit dem aufgeblasenen Schlauch unter dem Arme in das Wasser, legt sich hier mit dem Oberleibe über den Schlauch hin, und rudert sich mit dem einen Arme ohne alle Schwierigkeit über den Strom. Um zu einer längern Reise den Tigris oder Euphrat hinabzufahren, werden die Felle ausgewachsener Schafe und Ziegen, die man abzieht und wobei man so wenig wie möglich Einschnitte macht, getrocknet und zugerichtet; nur eine Oeffnung wird gelassen, um sie aufblasen zu können. Ein viereckiges Gestell von Pappelholzbalken, Baumzweigen und Rohr von der Größe, welche das Floß haben soll, wird gebaut, und die aufgeblasenen Felle mit Weiden- und andern Zweigen daran gebunden. Das Floß ist dann fertig und wird in das Wasser hinabgelassen. Sorgfältig bringt man die Oeffnung der Felle nach oben, damit im Falle daß sie reißen oder gefüllt werden müßten, die Leute auf dem Flosse sie leicht öffnen können. Ueber dem hölzernen Gestelle werden dann die Güterballen und das dem Kaufmann oder Reisenden gehörende Eigenthum aufgestapelt. Wenn Personen von hohem Range oder reiche Leute den Fluß hinabfahren, so werden kleine Hütten von Rohr mit Filz gefüttert für sie auf dem Floß errichtet. Die ärmern Reisenden suchen zwischen den Waarenballen Schatten und Wärme und sitzen geduldig still, bis sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben. Eine kleine irdene Wärmpfanne haben sie dann bei sich, die ein Kohlenfeuer enthält, an welchem sie ihre Pfeifen anzünden und auf welchem sie ihren Kaffee und ihr Essen kochen. Die Floßschiffer leiten diese Fahrzeuge durch lange Stangen; sie vermeiden die Stromschnellen geschickt, und rudern, auf den Waarenballen sitzend, beständig, selbst bei der größten Sonnenhitze. Ein solches Fahrzeug bleibt zwar immer schwankend und unter dem Leibe beweglich, aber eben diese Biegsamkeit vereinigt mit den Luftschläuchen macht es geschickt, bei Regen, Wind, Gewitter, unter

allen Umständen auf der dahinstürzenden Wasserfläche wie eine Ente auf der wogenden See sich zu erhalten, und sogleich wieder oben auf zu schwimmen, wenn es etwa bei Strudeln, Felsströmungen oder Sturzwellen ein wenig untergetaucht haben sollte. Sobald die Flöße an ihrem Bestimmungsorte angekommen und abgeladen sind, werden sie aus einander genommen, und die Balken, das Holz und die Zweige mit Vortheil verkauft. Die Felle werden gewaschen, getrocknet und mit einer Zubereitung von gestoßenen Granatäpfelschalen eingerieben, damit sie nicht Sprünge bekommen und faulen; dann werden sie entweder auf den Schultern der Floßschiffer oder auf Eseln nach den Abfahrtsorten zurückgebracht, um bei nächster Gelegenheit auf dieselbe Weise wieder verwendet zu werden. So machte man es vor dreitausend Jahren, und so macht man es noch heute.

Während der Sommerhitze mußte Layard die Arbeiten einstellen, im folgenden Winter setzte er sie aber mit einer viel größern Zahl von Arbeitsleuten fort. Unter andern Abbildungen, die er fand, zeichnete sich besonders die der Belagerung einer befestigten Stadt aus: die Burg oder Stadt befindet sich im Mittelpunkte und hat drei Thürme und, wie man deutlich sehen kann, drei Mauern, eine innerhalb der andern, auf denen sich eckige Zinnen erheben. Die Belagerer haben einen Sturmbock, der an einem beweglichen, wahrscheinlich aus Flechtwerk gebauten Thurm befestigt ist, an die äußere Mauer herangebracht, aus welcher bereits viele Steine herausgebrochen sind und herunterfallen. Einer der Belagerten ist so glücklich gewesen den Sturmbock mit einer Kette zu fassen, und ist bemüht, den Stoß desselben abzuwenden, während zwei Krieger von der andern Seite ihn mit Haken, an denen sie hängen, niederzuhalten suchen. Ein anderer wirft Feuer von oben auf die Maschine, während die Belagerer sich anstrengen, die Flammen zu löschen, indem sie aus zwei in dem beweglichen Thurme befindlichen Rinnen Wasser darauf gießen. Zwei vollständig bewaffnete Figuren untergraben die Mauer mit stumpfen Speeren ähnlichen Instrumenten, während zwei andere einen geheimen Zugang zur Burg gefunden zu haben scheinen. Drei der Belagerten fallen von den Mauern herab, und

auf einem der Thürme sieht man zwei weibliche Gestalten, die sich die Haare ausraufen und die Hände ausstrecken, als wollten sie um Gnade flehen. Der Feind beginnt gerade Sturm zu laufen, die Sturmleitern sind bereits an die Mauern gestellt. Auf der einen Seite der Burg befindet sich der König; er schießt einen Pfeil ab, und wird von einem Krieger in vollständiger Rüstung mit einem vorgehaltenen Schilde geschützt. Hinter ihm führt ein Krieger drei gefangene Frauen und ein Kind hinweg und treibt drei Ochsen, einen Theil der Beute, bei Seite. Auch Schienen von Rüstungen wurden gefunden und Helme von verschiedener Form, die aber sogleich in Stücke zerfielen, als die Erde weggenommen wurde. In dem einen der durchforschten Gebäude, welches nicht wie die übrigen durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, wurden nicht weniger als acht und zwanzig Gemächer entdeckt, alle mit Alabaster getäfelt und mit den zierlichsten und feinsten Bildwerken geschmückt; auch Elfenbeinverzierungen von großer Schönheit fanden sich dabei.

Schon am Weihnachtstage 1846 wurden drei und zwanzig Kisten voll Bildhauerarbeiten nach England abgeschickt, die auch nach längerer Zeit glücklich dort ankamen; vieles Andere folgte später nach. Nachdem Layard mehrere eigenthümliche Steinbilder gefunden, welche wahrscheinlich Gottheiten vorstellen sollten, war er auf zwei mächtige Löwen mit Menschenköpfen und Flügeln gekommen, die am Eingang in eine große Halle standen, und ungefähr sechs Ellen hoch und eben so lang waren. Groß war das Staunen, ja der Schrecken der Arbeiter, als der Kopf des einen dieser Löwen zuerst zum Vorschein kam, sie schrieen, sie hätten den Nimrod gefunden, und ganz Mosul kam darüber in Bewegung. Auch andere colossale Thiergestalten waren gefunden worden. Diese sollten nun auch nach England geschafft werden; es war aber keine leichte Aufgabe, diese mächtigen Steinbilder unversehrt herabzunehmen, an den Fluß zu schaffen und auf Flöße zu bringen, auf denen sie zum Meere hinabfahren sollten, um dort von englischen Schiffen aufgenommen zu werden. Sehr interessant ist die Erzählung Layard's von der Fortschaffung eines großen geflügelten Stieres, mit welchem er den Anfang machte. Lange

hatte er hin und her überlegt, wie die Sache zu machen sei; endlich entschloß er sich, einen Wagen zu bauen, der jede erdenkliche Last der zu bewegenden Masse zu tragen im Stande wäre. Da in der Stadt nur Pappelholz aufzutreiben war, schickte er einen Zimmermann mit der Weisung, den größten Maulbeerbaum oder irgend einen Baum, der eben so festes Holz habe, im Gebirge zu fällen und die Balken davon nach Mosul zu bringen. Im Monat März lag das Holz fertig da. Dann kaufte er im französischen Consulat ein Paar starke eiserne Achsen, welche Botta früher zu einem ähnlichen Zwecke benutzt hatte. Jedes Rad wurde aus drei massiven, fast einen Fuß dicken Stücken aus dem Stamme des Maulbeerbaumes gemacht, die von eisernen Reifen zusammengehalten wurden. Quer über die Achsen wurden drei Balken und auf sie verschiedene Querbalken gelegt, alles von demselben Holze. An die eine Achse wurde eine Deichselstange befestigt, an welche eiserne Ringe zu Seilen angemacht waren, damit Männer und Büffel den Wagen ziehen könnten; an den Rädern befanden sich bewegliche Haken zu demselben Zwecke. So einfach dieser Wagen war, wurde er doch ein Gegenstand der Bewunderung in der Stadt; man kam in Massen herbei, ihn zu besehen, als er noch in Mosul stand. Sobald sich aber die Nachricht verbreitete, er werde zum Thore hinaus und über die Brücke gefahren werden, da wurden alle Geschäfte in der Stadt eingestellt; die Hälfte der Bevölkerung versammelte sich am Ufer des Flusses, um die Sache mit anzusehen. Ein Paar Büffelochsen und ein Haufen schreiender Araber zogen die schweren Räder über die verfaulte Schiffbrücke. Um im Stande zu sein, den Stier aus den Ruinen heraus und auf den in der untern Ebene befindlichen Wagen zu schaffen, mußte ein Graben beinahe zweihundert Fuß lang, fünfzehn Fuß breit und an manchen Stellen zwanzig Fuß tief gezogen werden. Auf diese Art wurde ein Weg von dem Eingange, wo der Stier stand, bis zur Ecke des Ruinenhügels gebaut. Die Hauptschwierigkeit bestand natürlich darin, die schwere Masse herabzunehmen; sobald sie sich erst unten befand oder auf den Walzen lag, dann war es leicht, sie durch die vereinte Kraft einer Anzahl von Männern vorwärts

zu schleifen, aber während des Herablassens konnte sie nur durch Seile gehalten werden. Waren diese nicht stark genug, die Last auszuhalten, so konnten sie zerreißen, das Stierbild wäre dann herabgefallen und durch den Fall wahrscheinlich zerbrochen. Die wenigen Seile, welche Layard hatte, waren klein; außerdem hatte er ein dickes aus Palmfasern gemachtes Schiffstau, ein Paar Kloben und ein Paar Wagenwinden; darin bestanden seine ganzen Hülfsmittel um den Stier von der Stelle zu bewegen. Um das Bild so weit als möglich vor Beschädigung zu schützen, war es in Matten und Filz eingewickelt. Am 18. März war es so weit fertig, daß es fortbewegt werden konnte; die Erde unter ihm war weggenommen und an der entgegengesetzten Wand angestemmte Balken stützten es nur noch. Die Bewohner der benachbarten Dörfer hatten sich freiwillig erboten mitzuhelfen, und wurden unter die übrigen Arbeiter vertheilt. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Balken weggenommen, und das Bild mit Hülfe der Seile allmählig herabgelassen. Die Seile hielten gut, und die Masse senkte sich nach und nach; die Arbeit ging aber wie immer nur unter großem Lärm und Geschrei der Arbeitenden vor sich, und der Lärm wurde durch das Trommeln und Pfeifen von Musikanten, durch das Kriegsgeschrei der vor Entzücken halb wahnsinnigen Araber und durch das ohrenzerreißende Jubeln der Weiber noch vermehrt, so daß an ein Hören von Befehlen nicht zu denken war. Als die Stützen nicht mehr benutzt werden konnten, dehnten sich die trocknen Seile mehr und mehr; sie wurden mit Wasser begossen, aber vergebens; als das Steinbild eine Entfernung von etwa drei Ellen von den Walzen erreicht hatte, rissen die Stricke alle zugleich und der Stier fiel hinunter. Die welche die Seile hielten und auf so schnelle Art die Last los wurden, folgten seinem Beispiele und rollten Einer über den Andern in den Staub. Eine plötzliche Stille folgte dem Geschrei. Doch welche Freude! der Stier kam gerade so zu liegen, wie es beabsichtigt war, und noch dazu ganz unbeschädigt. Die Araber waren nicht sobald wieder auf den Beinen, als sie, den Erfolg des Vorfalles sehend, mit Blitzesschnelle herbeirannten und die Frauen, welche als Zuschauerinnen dabei

waren, bei der Hand faßten, einen großen Kreis bildeten und, ihr wildes Kriegsgeschrei brüllend, mit verdoppelter Energie einen wüthenden Tanz begannen. Die Musikanten strengten sich aufs Aeußerste an, aber ihre Musik verschwand in dem Geschrei der Tanzenden. Die Walzen waren in guter Ordnung, und sobald die Aufregung der Araber hinlänglich nachgelassen hatte, und sie wieder so weit zu sich gekommen waren, daß sie von neuem an die Arbeit gehen konnten, wurde der Stier mit Hülfe von Seilen durch Unterlagen von immer neuen Walzen bis an das Ende des Grabens gezogen, und hier auf den darunter stehenden Wagen geschoben. Um den Wagen nach dem Flusse hinunter ziehen zu lassen, ließ Layard Büffelochsen vorspannen, aber obgleich die Männer mit Seilen, die an den Ringen, an den Rädern und andern Theilen des Wagens befestigt waren, mit ziehen halfen, so wollten die Thiere, sobald sie die Last hinter sich gewahr wurden, doch nicht anziehen. Sie mußten wieder ausgespannt werden, und die Araber zogen nun selbst den Wagen; Layard ritt voraus, um den Weg zu zeigen, dann kamen die Trommler und Pfeifer, die nach Möglichkeit trommelten und pfiffen; ihnen folgte der Wagen, den an dreihundert Menschen zogen, die aus Leibeskräften schrieen und von den Aufsehern angetrieben wurden; die Frauen, die durch ihr gellendes Geschrei die Araber im Enthusiasmus erhielten, schlossen den Zug. Arabische Reiter sprengten neben her vor- und rückwärts. Trotz des lockern Grundes ging es schnell genug voran, bis auf einmal zwei Räder des Wagens in ein mit Zweigen und Sand leicht bedecktes Loch, welches zur Aufbewahrung von Korn gedient hatte und welches trotz der sorgfältigen Untersuchung unbemerkt geblieben war, vollkommen versanken. Die Araber schrieen und zogen vergeblich. Die Seile rissen, aber die Räder wollten sich nicht bewegen. Alles Mögliche wurde versucht, sie frei zu machen, aber umsonst. Nachdem man sich bis zum Finsterwerden abgemüht hatte, mußte der Versuch aufgegeben werden. Am nächsten Morgen aber gelang es, die Erde wegzuräumen und dicke Pfosten unter die Räder zu bringen. Nach einigen neuen Anstrengungen wurde der Wagen unter dem Freudengeschrei der Araber fortbewegt, welche,

wie sie bei solchen Gelegenheiten immer thun, sich während des Ziehens an den Seilen den fürchterlichsten Grimassen überließen. Die Prozession war wie am vorhergehenden Tage, und im Triumphe wurde der Stier bis innerhalb einiger hundert Ellen vom Flusse gezogen. Hier begruben sich die Räder in den Sand, und man hatte bis in die Nacht zu thun, bevor mit Hülfe von Bohlen und durch vermehrte Anstrengung das Bild auf die für dasselbe errichtete Plattform gebracht war, von der aus sie auf das Floß hinabgleiten sollte. Auf ähnliche Weise wurde auch der geflügelte Löwe herbeigeholt. Am 20. April wurde dann jedes der beiden Steinbilder auf ein aus sechshundert Fellen gebildetes Floß der schon beschriebenen Art herabgelassen, und am andern Morgen fuhren beide Flöße langsam den Fluß hinunter. So sollten nun diese Bilder, nachdem sie der Schmuck der Paläste der assyrischen Könige, der Gegenstand der Bewunderung und wohl auch der göttlichen Verehrung von Tausenden gewesen waren, dann Jahrtausende lang unbekannt unter der Erde begraben gelegen hatten, über Indien durch die fernen südlichen Meere fahren, um zuletzt in einem Museum in London aufgestellt zu werden.

Noch mehrere andere Schutthügel, die an verschiedenen Stellen in der Gegend von Mosul liegen, wurden von Layard untersucht, und überall fand er ähnliche Ueberreste alter assyrischer Paläste. Unter den Steintafeln, die er hier fand, war eine, welche den Brand einer auf einer Höhe stehenden Burg vorstellte, auf andern waren mit Wald bedeckte Berge und Krieger die auf den Höhen auf- und abstiegen. Auf einer andern war das Innere einer Burg auf einer Art von Grundplan abgebildet; außerhalb der Mauern befanden sich Gefangene, deren Hände mit Handschellen gefesselt waren; innerhalb derselben aber hatte man das Innere verschiedener Häuser und Zelte dargestellt. In den Zelten sah man Leute mit sehr verschiedenen Hausarbeiten beschäftigt, auch Tische, Ruhelager, Stühle; an den Zeltpfählen hingen Gefäße, wie es noch jetzt im Orient Gebrauch ist, zum Abkühlen des Wassers. Auf zwei andern Tafeln waren Schiffe, mit Kriegern und Frauen angefüllt, die ein festes Schloß verlassen, welches am Strande

an einem Bergabhange steht; am Thore der Burg, welches sich unmittelbar auf das Wasser öffnet, steht ein Mann; eine Frau, die schon auf einem der Schiffe eingeschifft ist, streckt ihre Arme aus, um ein Kind in Empfang zu nehmen, welches der Mann ihr hinreicht. Die See war durch von oben nach unten gehende wellenförmige Linien und durch Fische, Krebse und Schildkröten angedeutet. Die Schiffe waren von zweierlei Art: einige hatten sowohl Masten und Segel als auch Ruder, andere wurden nur durch Ruder fortbewegt. Nach der Lage der Stadt zu urtheilen, stellte die Tafel wahrscheinlich die Einschiffung und Flucht eines von den Assyrern bekriegten Volkes dar. Auf einer andern Tafel war die Erstürmung einer Stadt dargestellt, welche zwischen zwei Flüssen mitten in Palmgebüschen liegt. Der König erscheint dabei verschiedene Male auf seinem Wagen, unter Palmenhainen, und vor und hinter ihm befinden sich Krieger, bei deren Anblick man an die Worte des Propheten Ezechiel (23, 14. 15) erinnert wird, der unter den gefangenen Israeliten in jenen Gegenden lebte: Denn sie sah gemalte Männer an der Wand in rother Farbe, die Bilder der Chaldäer, und ihre Lenden gegürtet, und bunte Kopfbinden auf ihren Köpfen, und Alle gleich anzusehen wie gewaltige Leute. Der Stein, dessen sich die Assyrer zu diesen Bildwerken bedienten, ist eine Art Alabaster, welcher frisch aus den Steinbrüchen genommen eine grauweiße Farbe hat; wenn er der Luft ausgesetzt ist, wird er etwas dunkler, und nimmt die dunkelgraue Farbe an, welche jetzt die Tafeln haben. Er ist so weich, daß die Rückseite einiger Tafeln, die zuerst nach England gesandt wurden, noch die Spuren von den Matten behalten hat, durch welche das Salzwasser in dem Schiffe während ihrer Ueberfahrt eingedrungen war. Wenn er dem Feuer ausgesetzt ist, wird er milchweiß und zerspringt oft in dünne Blätter. Auch ein glänzender Kalkstein wurde zuweilen gebraucht; die geflügelten Stiere und Löwen dagegen waren aus einem groben grauen Kalksteine gehauen.

Wenn man diese Zeugnisse der Pracht und Herrlichkeit jener Könige von Assyrien sieht, welche Samaria

zerstörten und die zehn Stämme in die Gefangenschaft führten, muß man der Worte Ezechiels gedenken (31, 3 u. ff.): Siehe, Assur war wie ein Cedernbaum auf dem Libanon, von schönen Aesten und dick von Laub und sehr hoch, daß sein Wipfel hoch stand unter großen dicken Zweigen. Die Wasser machten, daß er groß ward, und die Tiefe, daß er hoch wuchs. Seine Ströme gingen rings um seinen Stamm her und seine Bäche zu allen Bäumen im Felde. Alle Vögel des Himmels nisteten auf seinen Aesten, und alle Thiere im Felde hatten Junge unter seinen Zweigen, und unter seinem Schatten wohnten alle großen Völker. Ja er war so schön als kein Baum im Garten Gottes. Darum spricht der Herr Herr also: Weil er so hoch geworden ist, daß sein Wipfel stand unter großen hohen dicken Zweigen, und sein Herz sich erhob, daß er so hoch war, darum gab ich ihn dem Mächtigsten unter den Heiden in die Hände, der mit ihm umginge und ihn vertriebe, wie er verdient hatte mit seinem gottlosen Wesen, daß Fremde ihn ausrotten sollten, nämlich die Tyrannen der Heiden, und ihn zerstreuen, und seine Aeste auf den Bergen und in allen Thälern liegen mußten, und seine Zweige zerbrochen an allen Bächen im Lande, daß alle Völker auf Erden von seinem Schatten wegziehen mußten und ihn verlassen, und alle Vögel des Himmels auf seinem umgefallenen Stamme saßen, und alle Thiere im Felde legten sich auf seine Aeste, auf daß sich forthin kein Baum am Wasser seiner Höhe erhebe, daß sein Wipfel unter großen dicken Zweigen stehe, und kein Baum am Wasser sich erhebe über die andern; denn sie müssen Alle unter die Erde und dem Tode übergeben werden, wie andere Menschen, die in die Grube fahren.

So viele Bildwerke wie in den Ruinen Ninive's hat man bis jetzt in den Ruinen von Babylon nicht

gefunden, wohl sieht man aber auch hier noch Spuren genug von der ehemaligen Pracht und Größe. So weit das Auge reicht nach allen Seiten erheben sich in der Gegend, wo einst Babylon gestanden hatte, unzählige höhere und niedrigere ganz kahle Erdhügel, die von den zusammengestürzten Gebäuden herrühren, welche einst hier gestanden hatten und man findet darin eine Menge von Gefäßen, künstlich geschnittenen Steinen, Urnen, Glas- und Metallstücken, Eisen- und Elfenbeingeräthe, goldne Ohrringe u. dgl., die einen Beweis von dem Kunstfleiß der alten Babylonier geben. Einer der größten dieser Ruinenhügel, der noch heutzutage der Palast genannt wird, erstreckt sich zwölfhundert Ellen lang und neunhundert Ellen breit am Ufer des Euphrat hin, und ragt noch überall fünfunddreißig bis vierzig Ellen über das Flußbett empor; die Ziegelsteine von weißer und gelblicher Farbe sind meist noch erhalten. Auf der Nordseite dieses künstlichen Hügels von einem der höchsten Punkte sieht heute eine einsame Tamariske, ein sehr alter und starker Baum, auf den Fluß hinab; die Araber erzählen, es sei der einzige Baum, der von den hängenden Gärten übrig geblieben, und in der That ist dieser Trümmerhaufen der Rest des Palastes des Nebukadnezar. Alle Ziegel, meist zwölf Zoll lang und drei Zoll dick, tragen auf ihrer nach unten gelegten Seite in eingedruckten Zeichen die Inschrift: Nebukadnezar König von Babel. Eine Menge von glasirten Backsteinen mit den buntfarbigen Resten der Abbildungen von Pferdehufen, Löwenklauen und Knochen, von Theilen menschlicher Körper, gekräuselten Bärten und langen Haaren beweisen, daß die Wände der Zimmer oder die Mauern des Palastes nach innen mit Darstellungen von Jagden und Schlachten, Triumphzügen und Opfern ausgesetzt waren. Auch ein Löwe von Granit, fünf Ellen hoch, ist hier aufgefunden worden. Ueber alle diese Trümmer aber ragt in der Oede und Einsamkeit dieser furchtbaren Verwüstung bis zu einer Höhe von hundert und vierzig Ellen ein ungeheurer Erdhügel empor, der bei näherer Betrachtung nur aus Ziegelsteinen besteht, und welchen die Leute in jener Gegend die Nimrodsburg nennen. Es sind dies die Ueberreste des berühmten babylonischen

Thurmes, und zwar das untere Stockwerk desselben. An dem einen Ende des Hügels ragt noch ein Mauerstück von achtzehn Ellen Höhe und vierzehn Ellen Breite als Rest des zweiten Stockwerks über demselben empor; die Ziegel sind zum großen Theile noch fest und durch den vortrefflichen Mörtel unzerbrechlich an einander gekittet, nur an der Vorderseite haben sie sich getrennt, so daß von oben bis unten ein breiter Riß geht. Die andern Theile des Gipfels sind mit einer ungeheuern Masse bunt unter einander geworfener zerbrochener Ziegelsteine bedeckt, und was das Merkwürdigste ist, diese sind zum Theil in eine fest verglaste Masse verwandelt. Die einzelnen Lagen sind an manchen Theilen vollkommen zu erkennen, die ganzen Klumpen aber scheinen dem Feuer ausgesetzt gewesen zu sein, ja die Hitze des Feuers ist an manchen Stellen so stark gewesen, daß mehrere Theile die dunkle bunte Farbe zeigen, die man an den Schlacken der Glashütten findet, und andere Theile der Masse sind so verhärtet, daß sie, wenn man daran schlägt, wie Glas klingen. Mehrere Klumpen von demselben Material sind herabgerollt, und liegen zum Theil an der Seite des Erdhügels, zum Theil in der Ebene. Die Seiten des Hügels sind ganz mit Stücken von gebrannten und ungebrannten Ziegelsteinen, Erdpech, Kiesel, Kalk und schwarzen Steinen bedeckt. Klimmt man auf den Gipfel dieser Trümmermasse, so hat man eine weit ausgedehnte Aussicht über die umliegende Ebene, aber das Auge erblickt nur eine weite Trümmerwelt und in der ewig feierlichen Stille derselben den weithin ziehenden breiten Spiegel des Euphrat, welcher majestätisch durch diese Einsamkeit wandelt, wie ein königlicher Pilger durch die schweigenden Ruinen seines versunkenen Reiches. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten aller Art sind in Schutt und Graus zerfallen; statt der hängenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel ihre Klaglieder sangen (Ps. 137, 1): An den Wassern zu Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten, unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darin sind, da sind nur noch die unvergänglichen, einzelnen Weiden

hie und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme ertönt. Wie tritt doch hier die vollständige Erfüllung dessen vor die Seele, was die Propheten nach den Worten des Herrn der Welt verheißen haben. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern. Deine Pracht ist herunter in die Hölle gefahren sammt dem Klange deiner Harfen. Motten werden dein Bette sein und Würmer deine Decke. Also soll Babel, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer, umgekehret werden von Gott, wie Sodom und Gomorra, daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch Jemand da bleibe für und für, daß auch die Araber keine Hütten daselbst machen, und die Hirten keine Hürden da aufschlagen; sondern wilde Raubthiere werden sich da lagern, und ihre Häuser voll Uhu sein; Käuze werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen, und Wölfe in ihren Palästen heulen und Schakale in den lustigen Schlössern; und ihre Zeit wird bald kommen, und ihre Tage werden nicht säumen (Jes. 14, 11. 12. 13. 19 u. ff.) Ich will den Erdboden heimsuchen um seiner Bosheit willen, und die Gottlosen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen, und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen (Jes. 13, 11). Hier prägt sich die Mahnung des Apostels Johannes der Seele ein (1. Joh. 2, 15 u. ff.): Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

II. Damaskus und Libanon.

Wenn man aus der Gegend, wo einst Babylon gestanden hat, vom Euphrat aus nach Westen, nach dem heiligen Lande und dem Mittelländischen Meere zu wandert, kommt man viele Tagereisen durch die Wüste; doch ist dies keine Sandwüste, wie man deren in Afrika findet, sondern eine unangebaute, weite, etwas wellenförmige und hügliche Ebene, die aber zum Theil ganz guten schwarzen Boden enthält und sehr wohl angebaut werden könnte, wenn sie bewässert würde. Arabische Hirtenstämme ziehen mit ihren Heerden von Kameelen, Pferden, Zügen und Schafen darin herum. Im Winter und Frühling, wenn Regengüsse den Erdboden befeuchten, ist die ganze Ebene mit Gras, mit saftigen Kräutern, oft mit den schönsten Blumen bedeckt, und die Heerden zerstreuen sich darauf nach allen Richtungen; im Sommer und Herbst aber verdorrt alles unter der brennenden Sonne, dann sammeln sich die Hirten mit ihren Heerden bei den wenigen Quellen oder zurückgebliebenen Wasserstellen, die es auch dem Reisenden nur möglich machen hindurchzuziehen ohne zu verdursten, oder sie nähern sich den angebauten Landschaften am Rande der Wüste, und tauschen dort die Erzeugnisse ihrer Viehzucht gegen Korn, Kleider, Kaffee und was sie sonst brauchen ein. In der Mitte dieser Wüste erheben sich einige niedrige Berge, hier giebt es Quellen und fließendes Wasser, und hier

stand einst zur Zeit der Römer eine große, reiche und prächtige Stadt, die Stadt Palmyra. Rings umher war damals die Wüste durch verständige Vertheilung und Verwendung des Wassers in einen frischen, schönen Garten verwandelt, jetzt bewässern die Quellen nur einige wenige Palmen, Olivenbäume und Aecker, die nur in so weit bebaut zu werden pflegen, daß ein Paar Hundert umherwohnende Menschen mit ihren Heerden nicht Hungers sterben müssen. In weiter Ausdehnung sieht man noch eine Menge Ueberreste früherer Pracht, eine Unzahl von freistehenden großen Säulen, lange Säulenreihen, zertrümmerte Tempel, Paläste und andere Bauwerke. Man zählt noch über vierhundert aufrecht stehen gebliebene Säulen, daneben aber mehrere Tausende von umgestürzten oder ganz von ihren Fußgestellen verschwundenen; auch zeigen sich noch die Trümmer von Prachtpforten, offenen Säulenhallen, Wasserleitungen und besonders von großartigen Straßen, die in ihrer ganzen Länge einen Säulengang hatten, eine unter andern, welche die ganze Stadt durchschnitt und welche auf beiden Seiten von einem vierfachen bedeckten Säulengang eingefaßt und für die Fußgänger mit Marmor getäfelt war.

Von Palmyra hat man, wie bis zum Euphrat im Osten, so nach Westen vier bis fünf Tagereisen durch die Wüste zu wandern, bis man nach Damaskus kommt; aber welch ein herrlicher Anblick, wenn man nach dieser Wanderung durch die gelbe, dürre, wasserlose Wüste das frische Grün erblickt, welches die Stadt Damaskus rings umgibt! Es ist ein wahrer Wald von Obstbäumen aller Art, eine herrlich angebaute Ebene mit Gärten und Saatfeldern, Dörfern und Landhäusern, von Bächen und Kanälen durchflossen, welche sich eine bis anderthalb Meilen weit nach drei Seiten um die Stadt zieht; jenseits im Westen erhebt sich in der Entfernung von einer halben Meile die hohe Bergkette des Antilibanon, dessen zackige Spitzen einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, und von welchem der Fluß herabströmt, der diese fruchtbare Ebene bewässert. Wohl ist einen großen Theil des Jahrs hindurch hier stets heiterer Himmel und es fällt kein Tropfen Regen, aber dieser Gegend ist eine Gabe der Natur zu Theil geworden, die dem Bewohner

des Morgenlandes mit Recht als eine der höchsten und wünschenswerthesten erscheint, das frische Wasser nämlich, welches wohl wenigen größern Städten der Erde in solcher Fülle und Klarheit und solchem Wohlgeschmack mitgetheilt ist, als dieser Hauptstadt von Syrien. Der Fluß, der vom Gebirge herabströmt und von dem Schnee desselben gespeist wird, umfaßt und durchströmt die ganze Stadt in sieben Armen, deren Wasser in eine unzählbare Menge von Gräben und Kanälen sich vertheilt, und dazu kommt noch eine besondere Quelle, die sich als starker Bach mit lautem Rauschen aus der Felsenkluft eines Lustgartens ergießt und bald nachher mit dem Flusse sich vereinigt. Der Baum, der in den Gartenwaldungen rings um die Stadt vorherrscht, ist der Aprikosenbaum, dessen Früchte hier größer, saftiger und süßer gedeihen als irgendwo anders; Damaskus versorgt auch mit seinen getrockneten Aprikosen und dem als Gallert verdickten Aprikosensaft alle Länder vom Euphrat und von Konstantinopel bis an das rothe Meer. Außer den Aprikosen sind alle unsere edelsten Arten der Obstbäume und beerentragenden Gesträuche, alle Arten der Nüsse um Damaskus zu Hause, und mit diesen mischt sich in reichlicher Fülle der Granat- und Feigenbaum, die Apfelsinen und die mannigfachsten Arten der Melonen, der Kürbisse, der Gurken, so wie aller edlern Gemüse und Gartengewächse des wärmern Abend- wie Morgenlandes. Der Wein von Damaskus vermag an Feuer und Lieblichkeit mit den edlern Weinen von Frankreich und Spanien zu wetteifern, und würde bei gleich guter Behandlung den edelsten jener Länder gleichkommen; das Oel der Oliven aus der Landschaft wird als ganz besonders fein gepriesen; der Bau der Baumwolle, des Flachses, des Hanfes, der Färberröthe, des Tabaks und der meisten Getreidearten so wie der mannigfachsten Hülsengewächse, löhnet die Mühe der Menschenhand durch eine ungemeine Ergiebigkeit des Bodens. Darum erscheint auch diese Ebene von Damaskus den Bewohnern der umliegenden Länder als ein Paradies, ja sie versichern, selbst das himmlische Paradies könne nicht schöner sein.

Damaskus ist eine der ältesten Städte der Erde; war nicht der Hausvogt Abraham's, Eliefer, der älteste

Knecht seines Hauses, der allen seinen Gütern vorstand, den er nach Mesopotamien sandte, daß er von dort die Rebekka seinem Sohne Isaak zur Gattin holte, von Damaskus (1. B. Mosis 15, 2. 24, 2)? Es wurde von David erobert, doch schon unter Salomo wurde es wieder unabhängig, und nachher machten seine Könige dem Reiche Israel viel zu schaffen, ja einer derselben zog sogar bis vor Jerusalem. Gegen Damaskus war es, wo Saulus schnaubend mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn zog, um sie gebunden nach Jerusalem zu führen, aber da er auf dem Wege war und nahe zu Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er fiel auf die Erde und hörete eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich? (Ap. Gesch. 9, 3. 4.) Und er ward Paulus, ein Apostel des Herrn, und in Damaskus predigte er zuerst Christum, und von hier ging er aus um in aller Welt den Namen des Herrn zu verkündigen. Noch ist in Damaskus die Gasse als die breiteste und belebteste vorhanden, die da heißt die Richtige (Ap. Gesch. 9, 11), wo Ananias auf des Herrn Geheiß den Paulus aufsuchte, ihn sehend machte, daß es ihm wie Schuppen von den Augen fiel, und ihn taufte; auch zeigt man noch ein vermauertes Fenster in der Stadtmauer als dasjenige, durch welches Paulus, um den Nachstellungen der Juden zu entgehen, Nachts in einem Korbe hinabgelassen wurde (9, 25). Damaskus ist nicht, wie so viele andere große Städte alter Zeit, in Schutt und Trümmer zerfallen, es ist bis auf den heutigen Tag eine der größten und schönsten Städte des Morgenlandes, ja es gilt als die schönste in allen den Ländern, die sich jetzt zur mohammedanischen Religion bekennen.

Wenn man in die Stadt eintritt, findet man die schon erwähnte sehr breite Straße, welche anderthalb Stunden lang die ganze Stadt durchzieht, und hierdurch ganz von der gewöhnlichen Art der Städte im Morgenlande abweicht; in der Mitte ist ein breites Quaderpflaster, worauf drei Wagen sich ausweichen könnten, wenn es deren in Damaskus gäbe, zu beiden Seiten ziehen sich

breite Fußsteige an den nicht endenden Kaufbuden hin. Man wandert in der Stadt durch mehrere Grabfelder und kommt durch zahlreiche Thore, die bei Nacht die Stadttheile von einander abschließen und ein natürliches Hinderniß gegen jede nächtliche Zusammenrottung bilden. Die Häuser sind fast durchgehends von ungebrannten Ziegeln und weißlich angeworfen, wodurch die ganze Stadt in der Ferne einen so hellen freundlichen Anstrich erhält. Tritt man aber nun weiter in das Innere der Stadt ein, so verschwindet jede Annehmlichkeit in den engen, krummen, regellosen Gassen, die man absichtlich nicht breit anlegt, um des Schattens gegen die brennende Sonne um so sicherer zu sein. Nur niedrige, höchstens zweistöckige Häuser ohne Fenster, nur mit den Hofmauern gegen die Straße gerichtet, über denen hie und da etwa die Bäume aus den Gärten und Hofräumen hervorragen, geben ihnen, da sie ganz ohne Läden sind und nur verschlossene Thoreingänge zum Innern der Wohnhäuser führen, ein höchst einförmiges, trauriges Ansehen. Theilweise gut mit schwarzen Basaltsteinen, öfter auch nur schlecht, häufig aber gar nicht gepflastert, sind sie, obgleich an den Seiten mit erhöhten Fußwegen versehen, im Gedränge doch schwer zu passiren, da sie oft so enge sind, daß man dem Vieh, das in der Mitte geht, besonders wenn einem Züge von beladenen Kameelen begegnen, nicht ohne Rippenstöße ausweichen kann. Selbst die öffentlichen Gebäude sind in engen Räumen mit winklichen Gassen umstellt, weil man den heißen Sonnenstrahl fürchtet und die Kühlung Bedürfniß ist. Man sieht große Strecken und ganze Stadtviertel, in denen eine Stille und Leblosigkeit herrscht wie in einer verlassenen Stadt, und wo das Gras auf den Gassen wächst. Keine Kaufläden, keine Magazine, kein Gewerbe oder Verkehr unterbricht diese Todtenstille, wenn nicht das Gedränge von Vieh und Lastthieren hindurchzieht, und dann oft langweilige Stockungen und Aufenthalt wider Willen veranlaßt. So verödet und traurig aber diese Außenseite ist, um so behaglicher, angenehmer, ja reizender weiß der Damascener das Innere seiner Wohngebäude für sich und seine Familie einzurichten, und so gewerbtreibend, beweglich, immer reich an Abwechs-

lung ist das Leben der Basare, d. h. der Theile der Stadt, wo der beständige Jahrmarkt ist.

Wie ganz anders sieht es aus, wenn man aus der engen Gasse durch die einfache Pforte oder durch eine kleine Oeffnung des Hausthores und durch einen Gang oder eine gewölbte dunkle Halle in den innern Hofraum des Hauses eintritt! Dieser Hof ist oben offen und von allen vier Seiten durch die Wohnung selbst eingefaßt; er dient zum Aufenthalte der Bewohner, zum Empfang und zum häuslichen Geschäftsverkehr. Er ist mit schönem weißem Marmor belegt, der durch farbige Steine in schöner Zeichnung gleich einem Teppiche durchzogen und glänzend polirt ist; in der Mitte ist ein Marmorbecken mit Springbrunnen. Von diesem Marmorhofe führen Stufen in eine sehr hohe, in Spitzbogen gewölbte, gegen den Hof zu ganz freie Halle, in welchen Sopha's mit reichen Kissen rings umlaufen, Spiegel die vergoldete Decke durchziehen, und die zierlichsten Oelmalereien die Wände bedecken. Offene Bogengänge führen in die Gemächer nach drei Seiten hin; leichte Säulen tragen die Galerien des obern Geschosses, zu welchem zierliche Treppen als bequeme Verbindungswege von allen Punkten hinaufführen. Die obern Zimmer sind für die Winterwohnung bestimmt und deshalb von Erde, weil Stein zu kühl wäre, und wieder andere Treppen leiten zu den obersten und freien Terrassen des Hauses, die, mit Geländern umgeben, weite Blicke über Thal, Gebirge und Stadt gewähren. Dies ist die Form der kleinern und beinahe aller auch nur halbweg anständigen Häuser. Die größern Wohnungen zeigen dasselbe in allen Verhältnissen, aber in weit erhöhtem Maßstabe. In dem geräumigern Hofe stehen Wasserbecken, in denen man Schwimmunterricht nehmen könnte, Orangenbäume bilden Spaliere und Schattengänge, und fügen zu der reichen Pracht der frischen Malereien die Farbe ihrer goldenen Früchte. Gegenüber der offenen Empfangshalle erhebt sich eine Marmorterrasse mit einem Springbrunnen, geziert mit den edelsten Blumen der Jahrszeit; hinter dieser Terrasse führen Stufen von zwei Seiten durch reich vergoldete Flügelthüren zu einem geschlossenen Saale, dessen Glanz alles bisher Gesehene übertrifft. Alles Tafelwerk, alle

Wände sind mit der verschwenderischsten Farbenpracht ausgeschmückt und mit Gold durchzogen, und rechts und links vom Eingange sind Erhöhungen, auf welchen die ausgesuchtesten persischen Teppiche ausgebreitet sind, und die aufgeblähten Kissen von Sammt und Seide zur behaglichen Ruhe einladen. Lampen und Leuchter von Alabaster und Marmor verbreiten in diesen von Gold strotzenden Hallen einen zauberischen Glanz, und aus dem Marmorboden erheben sich Springquellen und verbreiten die köstlichste Kühle in den sehr hohen, doppelt gewölbten Räumen. Hier bewegen sich immer noch nur die Männer, hierher kommen alle Besuche, der ganze Verkehr des äußern Lebens, von dem die Frauen sich fern halten müssen, findet hier seine Stelle. Wenn man aber durch einen schmalen Gang weiter schreiten und in das Innerste des den fremden Augen verschlossenen Raumes dringen darf, so gelangt man in eine zweite Abtheilung des Hauses, welche zwischen vier hohen unübersteiglichen Mauern die weibliche Familie des Herrn einschließt. Rechts ist abermals ein offener, doch kleinerer Saal mit Marmor belegt und mit Springbrunnen und Malereien geschmückt. Zu beiden Seiten dieser Marmorhalle befinden sich die warmen Bäder, zur linken aber sehen wir ein niedliches Hausgärtchen, mit den edelsten Blumen und Bäumen bepflanzt, und Ruhebänke in ihrem Schatten um einen erquickenden Springbrunnen gesetzt und mit frischen Sträuchern überdeckt. Die ganze jenseitige Breite dieser Wohnung durchschneidet eine hohe offene Galerie mit Dach, von der man in den Garten hinabsieht, die zum Lustwandeln dient, und von wo man in die Gemächer der Frauen tritt.

Das schönste Gebäude von Damaskus ist die große Moschee, jetzt das größte Gotteshaus der Mohammedaner, einst eine christliche, Johannes dem Täufer geweihte Kirche, wo in einer Kapelle das Haupt des Johannes als Reliquie aufbewahrt wurde und noch vorhanden sein soll. Kein Christ darf jetzt dieses den Mohammedanern heilige Gebäude betreten, und man weiß nur durch mohammedanische Beschreibung, daß es im Innern aus drei Hauptschiffen besteht, die mit 88 aus kostbarem Gestein gehauenen Säulen geschmückt sind, und über welchen sich

hohe prachtvolle Kuppeln wölben; rings herum ist ein Hof mit Bogenhallen, Baumpflanzungen und Springbrunnen. In der Nähe dieser Moschee ziehen sich in unendlichen Verzweigungen die Gassen und Durchgänge, wo der beständige Markt gehalten wird; hier ist der gemeinsame Mittelpunkt des Volkslebens, hier liegt der Wohlstand, der Gewerbfleiß, die Geschäftsthätigkeit, der große Reichthum der Damascener offen zu Tage, hier findet man die Waarenhäuser, die Börse, die Schlafstätte fremder Kaufleute, die Mauth, Bäder, Kaffeehäuser und klare frische Quellen, die nirgends in der wasserreichen Stadt fehlen; hier bewegt und drängt sich den ganzen Tag eine große bunte Menge, Geschäftsleute und Nichtsthuer, Volk aus allen Ständen, Herren und Diener, Weiße, Schwarze, Mulatten in allen Trachten des Morgen- und Abendlandes. Die Räume der verschiedenen Abtheilungen des Marktes sind theils frei, theils mit Holzdächern oder farbigen Teppichdächern überschattet, mit Lucken nnd Fenstern, die man nach oben öffnen kann, und unter diesem Schutze wie in den umherlaufenden Bogengängen können bei der Gleichmäßigkeit der Witterung alle Waaren zwischen den Holzwänden ihrer Buden ausgestellt bleiben. Die Gegenstände des Einzelhandels sind nicht so streng in Straßen geschieden, sondern Jeder legt in seinem Laden aus, was und wo er es will; nur die Schuhmacher und Goldschmiede machen eine Ausnahme, und während Hunderttausende von rothen Stiefeln und Schuhen in endlosen Reihen leuchten, treiben die Goldarbeiter ihr lustiges Handwerk in einer alten Kirche beisammen, wo jeder in einem kleinen Verschlage arbeitet. Das Volk von Damaskus zeichnet sich im allgemeinen vor dem aller andern Städte des Orients durch Arbeitsamkeit, handwerksmäßige und bürgerliche Tüchtigkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit aus. Schon die kräftigen schönen Gestalten, die man überall bemerkt, lassen auf eine wackere Uebung der Kräfte schließen; von dieser unermüdeten Uebung kann man aber unmittelbarer Zeuge sein, sobald man hinaustritt auf die Gassen der Handwerker und Künstler und unter die Buden der Handelsleute. Es giebt keinen wichtigern Zweig künstlicher Handarbeiten, der nicht in Damaskus auf ausge-

zeichnete Weise gepflegt wird. Allgemein berühmt sind die Stahlarbeiten der Damascener, ihre Webereien in Seide, Leinen und Baumwolle (woher der Damast seinen Namen hat), ihre Arbeiten in Leder, in Holz und in Elfenbein oder andern festen Stoffen der Art; allbekannt ist ihre Fertigkeit in Zusammensetzung von Farben, in Bereitung von Balsamen, aromatischen Oelen, wohlriechenden Wassern, Seife und dergleichen Dingen. Die Silber- und Goldarbeiter zeugen von eben so viel gutem Geschmack als von Geschicklichkeit; die Stahlarbeiter benutzen zwar häufig zu der kostbarsten Art ihrer Damascenerklingen das Material von schon vorhandenen alten Klingen, denen sie nur eine neue, äußere Appretur geben, und man will behaupten, die vormalige Kunst der festen Stahlbereitung werde jetzt vernachlässigt oder sei ganz außer Anwendung gekommen; dennoch vermögen auch jetzt noch die bessern jetzigen Stahlarbeiten von Damaskus mit den bessern europäischen an Härte zu wetteifern, und übertreffen sie an Wohlfeilheit wie an Zierlichkeit der Form. Man sagt, daß allein über vierzigtausend Arbeiter mit der Verfertigung der Atlas- und gestreiften oder geblumten, öfter mit Gold durchwirkten Seidenzeuge beschäftigt sind, deren Einkauf und Transport in andere Länder ganze große Karawanen in Bewegung setzt. Die Lederwaaren von Damaskus stehen in so hohem Rufe, daß sie von Käufern aus weiter Ferne gesucht werden, Sättel und Pferdegeschirr aller Art, mit dem schönsten rothen und blauen Saffian, mit kostbaren Stickereien, mit Silber, Gold und Edelsteinschmuck ausgestattet, sind ein Gegenstand der Liebhaberei vieler Orientalen, gleich den Waffen. An diese Buden schließen sich die Frucht- und Fleischmärkte an, reich besetzt mit allen Arten Obst, Wildpret, Gemüse, Wurzeln, Milch, Bäckerwaaren aus dem weißesten Weizenmehl, mit den im Orient so sehr beliebten Zuckerwaaren. Die Garküchen sind mit gebratenen, gedämpften und gesottenen Speisen reich versehen; die Zucker- und Eisbuden laden zum Genusse aller Arten von Süßigkeiten ein, die man in einem tiefen offenstehenden Raume auf sehr appetitliche Art bereiten sieht, und welche neben dem köstlichen Geschmack auch noch den Vortheil außerordentlicher Wohlfeilheit haben. Ueberall sieht man

Kaffeehäuser, wo Leute ihre Pfeife rauchen und ihren Kaffee einschlürfen, Schach spielen, oder auf Musikanten und Märchenerzähler horchen, Barbierstuben mit Spiegeln ausgeputzt, welche ein Hauptsammelplatz aller Marktbesuchenden sind, Badeanstalten mit dem größten Luxus der Springbrunnen, Matratzen, Sopha's, Galerien zu Ruhesitzen u. dgl. ausgestattet. Der bedeutende Verkehr und Waarenumsatz, welcher hier Statt findet, läßt sich schon aus der großen Menge von Zimmerleuten und Holzarbeitern ermessen, die das ganze Jahr hindurch mit Anfertigung von Kisten und Kasten beschäftigt sind, die Waaren zum Transport zu verpacken; denn eine bedeutende Anzahl Gassen ist allein von ihnen bewohnt und zu diesem Geschäfte bestimmt, das wegen der täglich ankommenden und abgehenden Karawanen mit beladenen Kameelen und andern Lastthieren vollauf zu thun giebt. Auch der Pferdemarkt nimmt mehrere Straßen ein, wo die schönen arabischen Pferde, Maulthiere und Esel ihren Umtausch finden. Von dem Hange zum Nichtsthun, den man sonst den Orientalen vorwirft, haben sich die Einwohner von Damaskus losgemacht, ja sie stehen an Fleiß und Arbeitsamkeit den Bewohnern des mittlern Europa's nicht nach. Auffallend ist schon beim ersten Eintritt in die Stadt die Vollständigkeit und Reinlichkeit des Anzugs aller Classen, wovon man in den Morgenländern sonst kein Beispiel findet. Alles ist gut gekleidet bis zum kleinsten Kinde herab, und der Europäer muß zu seiner Beschämung die Bemerkung machen, daß man in dieser orientalischen Fabrikstadt weder jenes tiefe Elend und die Bettelarmuth noch die Sittenlosigkeit findet, welche in so vielen Fabrikstädten unseres Welttheils ins Auge fallen; auch den ärmern Arbeitern sieht man keine Noth und keinen Hunger an. Bettler sind eine Seltenheit, ausgenommen die Blinden, deren Zahl ziemlich groß ist.

In Damaskus versammeln sich alljährlich aus weiter Ferne und aus allen Gegenden der mohammedanischen Länder Asiens die Schaaren der Pilger, welche nach Mekka in Arabien, der Geburtsstadt Mohammeds, wallfahrten; von hier beginnen sie ihren gemeinsamen Zug und hierher kehren sie auch wieder zurück. Die feier-

lichen Ein- und Auszüge dieser Pilger sind ein Hauptfest der Damascener, und ihr Aufenthalt in der Stadt ist um so wichtiger, da damit eine große Messe verbunden ist, so daß alle Handelsrechnungen, wie in andern Ländern von Messe zu Messe, so hier von einer Wallfahrt zur andern geführt werden. Der Aufenthalt von diesen jährlich hier sich ansammelnden, dann abgehenden und wieder ankommenden, im Durchschnitt wenigstens dreißig bis vierzig tausend Mekkapilgern, die, sammt ihrem zahlreichen Troß, außer dem Seelenheil auch ganz vorzüglich den irdischen Gewinn im Auge haben, erzeugt einen Umschwung des Handels, der von der größten Bedeutung ist. Wenigstens zwei tausend Kameele gehen jährlich mit europäischen und Damascener Waaren beladen von hier durch Arabien bis Mekka, und reicher belastet kehren sie zurück mit den Erzeugnissen Arabiens und Indiens. Eine Schattenseite in dem Charakter der Einwohner von Damaskus war früher ihre Unduldsamkeit und Härte gegen fremden Glauben und fremde Sitte. Von den zweimalhunderttausend Einwohnern besteht ungefähr der achte Theil aus griechischen und katholischen Christen, welche mehrere Kirchen und Klöster haben. Früher durfte sich kein Christ in den Gassen der Stadt anders als zu Fuß, später wenigstens keiner zu Pferde, sondern nur auf Eseln reitend blicken lassen; fremde Tracht setzte leicht Mishandlung aus, besonders zur Zeit des Abgangs oder der Ankunft der Mekka-Karawane, wo stets allerlei Pöbel und Gesindel versammelt ist. Als aber vor zwanzig Jahren das Land unter die Oberherrschaft des aufgeklärten Vicekönigs von Aegypten kam, und die Bewohner von Damaskus bei ihm sich beklagten, daß Europäer, was unerhört sei, sich unterwänden auf Pferden durch die Stadt zu reiten, ein Recht das nur den Gläubigen zustehe, gab ihnen der ägyptische Gewalthaber die spöttische Antwort: wenn sie höher sitzen wollten als die Christen, so sollten sie auf Kameelen reiten und jenen die Pferde lassen. Das Verhöhnen der europäischen Kleidung wurde durch polizeiliche Strenge darnieder gehalten, die Einwohner gewöhnten sich, Europäer in ihrer eigenthümlichen Tracht mitten unter sich zu sehen, und seit dieser Zeit hat sich ihr Fremdenhaß bedeutend gemildert.

In dieser wunderbar lieblichen Stadt, „der Perle des Morgenlandes", wie sie der asiatische Türke nennt, lebt seit vielen Jahren in hochangesehener Stellung als Königl. Preuß. Consul oder Beauftragter ein ausgezeichneter deutscher Landsmann, Dr. Wetzstein aus Oelsnitz im sächsischen Voigtlande gebürtig, der trotz seiner hohen Stellung und den glücklichen Verhältnissen, in denen er im fernen Morgenlande sich befindet, dennoch ein warmes Herz für sein deutsches Vaterland behalten hat und so oft es ihm seine Stellung möglich macht, dasselbe besucht. Wir können uns nicht versagen, aus seinen mannigfaltigen Mittheilungen über das Morgenland und insbesondere über Damaskus in der Hauptsache Einiges von dem hier zu geben, was er über den „Markt zu Damaskus" in lebensvoller Darstellung erzählte.

Treten wir am frühen Morgen in die langen Reihen von Kaufläden ein, unter die Schatten der überhängenden Binsenmatten, in die angenehme Kühle, welche der reichlich besprengte und schon vor Sonnenaufgang reingekehrte Estrich ausströmt! Da kommen die Kaufleute aus den Moscheen, wo sie eben ihr Morgengebet verrichtet haben. Ein milder Ernst ist auf den Zügen dieser gläubigen Männer abgedrückt; es ist, als fühlte jeder noch die Nähe der beiden Engel, die zur Seite des Beters stehen und in deren Schutz er sich so eben knieend und mit dem Friedensworte rechts und links grüßend empfohlen hat. Sie öffnen ihre Kaufläden, auf denen meist in goldenen Buchstaben die Worte glänzen: „O Gott! O Erschließer der Pforten des Erwerbes! O Allernährer!" Und immer findet sich vor Beginn der Geschäfte so viel Zeit, daß man noch einen Nachbar, der den Koran mit kunstreicher Modulation der Stimme vorzutragen versteht, auffordern kann, eine kleinere Sure (Kapitel) zu lesen, eine Aufforderung, welcher dieser mit heller, nicht selten rührender Stimme nachkommt, während eine Gruppe von mehr als 20 Männern ihn andächtig umsteht.

Unterdessen wird's auf den Märkten lebendig. Zuerst kommen die Bauern aus den Gebirgsdörfern, um auf ihren wohlgenährten Eseln (denn Fuhrwerk, wie schon bemerkt, giebt es in Damaskus und in ganz Syrien

nicht) der volkreichen Stadt ihren täglichen Bedarf an Gemüsen, Salaten, Gurken, Zucker- und Wassermelonen zuzuführen, und schütten ihre Ladungen, um sie öfters mit frischem Wasser besprengen zu können, in der Nähe der zahlreichen „Meere" auf die Erde. Meere heißen nämlich die marmornen, mit schönen Mosaiken bekleideten Bassins oder Behälter fließenden Wassers in den Sälen der Häuser zu Damaskus, wie auch die aus dem Flusse gespeisten Wasserbehälter in allen Straßen der Stadt, als alte Werke patriotischer Mildthätigkeit. Auch der Tempel des jüdischen Königs Salomo hatte seiner Zeit sein ehernes Meer. Unter den Bauern sehen wir stattliche Leute, die zuweilen auf edlen Pferden ihre Frau oder ihr Kind hinter sich auf dem Sattel mitführen, stolze Bewohner der Guta, jenes meilenweiten Parkes, der das alte Damask mit einem blühenden Gürtel von Aprikosen-, Wallnuß-, Pfirsich-, Olivenwäldern und Granatbüschen umgiebt. Die Guta ist das Paradies der Araber, der bloße Name Musik für sein Ohr. Zahlreiche Meierhöfe liegen versteckt in dieser üppigen Vegetation, wo die Weinrebe den Wuchs der Silberpappeln und Nußbäume umstrickt, gleich grünen Sturzbächen von Wipfel zu Wipfel springt, um am Fuße der Stämme ihr wucherndes Laub mit starken Trauben den weidenden Edelziegen preiszugeben. Der Nordländer sieht hier das nie gesehene Schauspiel, daß Getreideernten im Schatten der Bäume reifen.

In langen Reihen kommen reiche Bauern, ihre Pferde mit mächtigen Weintrauben beladen. Die grünweißen Beeren sind bis zu zwei Zoll lang und von der Dicke eines Fingers, daher die feinste Traube „Mädchenfinger" genannt wird. Es giebt auch eine Riesentraube, die bis zehn Pfund wiegt, und deren einzelne blaurothe Beeren, sieben Monate hindurch von der syrischen Sonne gekocht, sich wie Aepfel schneiden lassen, ohne Saft zu verlieren. Die Myrthe, die es in Europa nur bis zu einem blühenden Brautkranz bringt, trägt hier haselnußartige Früchte, eine Lieblingsnäscherei der arabischen Frauen. Wenn im Januar die Myrthengärten voll reifer Früchte sind, lagern die Menschen Tage lang unter den duftigen Zweigen, deren Blätter oft in der Masse der Früchte verschwinden.

Andere Züge führen Dornpflanzen und Stachelgewächse, die zur Feuerung dienen, auf ihren Lastthieren mühsam durch die engen Straßen. Aengstlich schreien die Treiber den Fußgängern zu: „Deinen Rücken! Deinen Rücken!“ d. h. nimm Dich in Acht, wenn Du nicht umgerannt sein willst. Der vornehmste Mann tritt still bei Seite und wartet geduldig, bis der Zug vorüber ist, der weiter unten in der Halle einer Bäckerei verschwindet.

Vor dieser Bäckerei geht's lebhaft zu. In dem weiten Bogenfenster steht eine breite Tafel, bedeckt mit angenehm duftenden, kleinen, gelben Brodkuchen, die vom Publicum rasch vergriffen werden. Man drängt sich hier, wie vor einer Theatercasse. Hier stößt der Neger einer vornehmen Familie einige Jungen zur Seite, um rascher bedient zu werden; dort rollt ein Arnaute ein Paar Brode zusammen, um sie bequemer hinter seine Pistolen stecken zu können, und macht sich dabei über eine kleine Abessinierin lustig, die beim Aufpacken zuerst ihren Schleier, dann ihre Brode verloren hat. Im Eifer, beide zu retten, verliert sie auch ihr Obergewand, und steht in der bescheidenen Morgentoilette einer Haremszofe vor allem Volke da. Aber die Frauenehre ist dem Damascener heilig; dienstfertige Hände helfen ihr und bald entläuft sie weinend. Ein Alter trägt ihr die Schuhe und die letzten Brode nach, und die Kleine, entzückt über solche Artigkeit, lüftet nun freiwillig den rothblumigen Schleier und dankt ihm mit den süßen Worten: „Gott erhalte uns diesen Bart!“

Unterdessen vertreibt sich ein Anderer die Zeit damit, eine Schaar herrenloser Hunde, die schon längst mit stieren Augen und lüsternen Schnauzen auf einen Wohlthäter warten, mit frischem Brote zu füttern, während ein Chor von Bettlern dem Verschwender zuruft: „Ein Brod, ihr Jünglinge! Wer giebt mir den Preis eines Brodes? Beim Leben unseres Herrn Johannes, ich habe noch nicht gefrühstückt!“ Ein hoher Schwur; denn das gemeine Volk scheut sich nicht, bei dem Leben Gottes eine Lüge zu beschwören, aber niemals bei dem Leben des Ortsheiligen Johannes. Nun fangen die Bettler auch wohl unter sich höflich zu streiten an. „Mein Bruder, sagt der eine zu seinem Concurrenten, Du scheinst

mir nicht zur Zunft zu gehören, ich kenne Dich nicht." „Mein Herr, erwidert ihm der andere, ich gehöre zur Zunft, aber ich bin selten in der Stadt, ich bettele mehr auf dem Lande, wo ich in den Wirthshäusern einkehre, meinen Kaffee trinke, rauche, esse, mein gutes Bett habe und des andern Tages weiter gehe." Zwei Kaufleute gehen vorüber, ein Christ und ein Jude. Jenem ruft ein Bettler zu: „Wer unsere Frau Maria liebt, gebe mir einige Silberpara's!" Und diesem: „Beim Leben unseres Herrn Moses, kaufe mir ein Brod, Herr Abu Isaak!" Man sieht, daß ein muhamedanischer Bettler den Vortheil hat, die Heiligen verschiedener Religionen zu seinem Vortheil anzurufen. Inzwischen sieht man die arabischen Bäckergehilfen im Innern der Halle fleißig kneten und emsig die fertige Waare herauslangen, während der Meister ihnen zuruft: „Munter, ihr Knaben, der Morgen ist kurz, der Arbeit viel!"

Alle Arbeit ist in Damaskus öffentlich. Der Fleischer schlachtet auf der Straße sein Dutzend Hammel, zieht sie ab und hängt sie vor seinem Laden auf. Der Schneider setzt auf dem Markte, umgeben von neugierig und neidisch blickenden Kindern, ein grünes Gewand mit goldener Stickerei zusammen; der Schuhmacher hämmert auf die Sohle von Kameelhaut los und fertigt zierliche Damenschuhe von Seide und Silberfäden an. Der Sattler breitet die Straße entlang seine rohen Büffel- und Pferdehäute aus, um sie unter den Füßen der Vorübergehenden und den Hufen der Thiere gerben zu lassen. Der Schwertfeger bessert ein Panzerhemde aus und wendet vor den Augen eines vornehmen Kenners eine ächte Klinge hin und her, damit er sehe, wie es an ihr webt und lebt von wundersamen „Ameisen". So nennt man in der Kunstsprache die gleichsam beweglichen in einander laufenden Kreise und Wellenlinien der Damascener Klinge. Die Zuckerbäcker stellen ihre Gelées auf offenen Ladentischen aus, bergen eine Ladung Schnee, der in dicke wollene Decken verpackt, vor Sonnenaufgang in einer Gebirgskluft nahe bei der Stadt geladen, trotz der Augusthitze wohlbehalten als feste Masse angekommen ist. Gleich darauf erscheint die Eismaschine; ihre Mischung ist bald

beendigt, und während die Näscher ungeduldig ihren Schwingungen folgen, kommen die Diener aus den Nachbarhäusern, um in Servietten das tägliche Quantum Schnee zu holen, ohne welches die Wohlhabenden selten ihr Wasser trinken. Wer Limonade haben will, kauft Citronen ein, die in einem andern Laden auf den Mündungen zahlreicher Flaschen balanciren. Daneben tritt in die Bude eines Arztes ein türkischer Soldat, die Kapuze über den Kopf gezogen, und erklärt unter Zähneklappen, daß er schon zum sechsten Male einen Anfall vom kalten Fieber habe. Er nennt ihn nicht mehr „Schech", wie sonst, sondern Herr Oberarzt. „Sind denn die Franken gute Aerzte?" fragt der Soldat. „Ich habe mein Fieber verheimlicht, um nicht in ihre Hände zu fallen; denn in unserem Hospital sind fast lauter fränkische (europäische) Aerzte." — Der arabische Sanitätsrath erwiedert: „Mein Sohn, haben sie uns denn nicht alle guten Bücher weggetragen und daraus die Geheimnisse unserer Väter gelernt? Sie haben gute Aerzte, aber diese kommen freilich nicht hieher." Der Kranke entfernt sich mit einer Dosis Chinin, und der Arzt fährt fort, Pillen zu drehen, nicht ohne einen Blick der Entrüstung auf einige Charlatans in seiner Nachbarschaft. Der eine ist ein Augenarzt, der alle Augenkrankheiten mit derselben Salbe und demselben Instrumente behandelt. „Ach, mein Bruder", ruft er diesem zu, „salbe ihn mit der Lauge!" d. h. blende Deinen Kranken. Worauf der Charlatan ruhig und um alles weitere Gespräch abzuschneiden, erwiedert: „Wir alle sind in der Hand des allmächtigen Gottes." — Auf der andern Seite treibt ein Barbier sein Wesen in einer laternenartig durchsichtigen Butike, damit jeder Vorübergehende sehen möge, wie geschickt er einen Schädel glatt rasirt oder einem zwischen die Kniee geklemmten Kinnbacken einen bösen Zahn entreißt. Ein altes messingenes Astrolabium beweist, daß der Mann auch in den Sternen lesen kann, und ein vor der Thüre angebundener weißer Bagdader Esel mit rothsammtenem ägyptischem Sattel und vergoldetem Stirnbande soll vermuthen lassen, daß sein Herr eben abgerufen werde, um zu schröpfen, Blutegel zu setzen und zur Ader zu lassen, ohne welche Erleichterung keine Damascenerin einen Monat

existiren kann. Der Sanitätsrath, der die innere und äußere Medizin wirklich studirt hat, sein ägyptisches Diplom besitzt und noch fortwährend seinen Hippokrates und Galenus zu Rathe zieht, sieht mit grenzenloser Verachtung auf diesen Schwindler herunter, der nicht schreiben und lesen kann, und seufzt, wie alle Damascener: „Gott erbarme sich Ibrahim Paschas! Ach, daß die ägyptische Herrschaft untergegangen! Sie war streng und wir hatten unter ihr viel zu zahlen, aber es gab da Recht und Gerechtigkeit, und der Barbier mußte bei seinem Barte bleiben."

Ein Bauer aus dem Dorfe Gobar schleppt einen gewaltigen Baumstamm auf einem alten Pferde, das unter dieser Last fast zusammenbricht. „Unseliger", schreit ihm ein Vorübergehender zu, fürchtest Du Dich nicht vor Gott? Willst Du das Thier umbringen? „Nein, mein Herr," antwortet der Bauer, „aber wir sind arme, elende Leute!" Ein Dritter endigt das Gespräch: „Geh, Verruchter! Die Gobaraner sind Gewaltthäter. Eure Väter haben die Propheten getödtet und ihr tödtet euer Vieh!"

Ein Beduine aus dem Stamme der Slebi zieht auf den Markt mit Weib und Kind, eine Orang-Utang-Familie: ein halbes Dutzend Menschen, darunter selbst ein hübsches Mädchen in Gazellenhäute eingenäht, deren Haare nach Außen gekehrt sind, schlüpft scheu wie flüchtiges Wild durch die Menge. Mit lautem Geschrei, wobei ihm der Schaum auf die Lippen und das Auge aus dem Kopfe tritt, stürmt ein Mann daher und schwingt eine lange Flinte über sich. Er ist nicht so gefährlich, wie er aussieht, denn der Beduine (d. h. Sohn der Wüste, herumziehende Araber) tritt rasch auf ihn zu und fragt: „Wie viel?" Der öffentliche Auctionator, denn das ist der Schreier, nennt ruhig einen Preis, der Sohn der Wüste bietet einige Piaster mehr und die Flinte gehört ihm. Da man aber in Damaskus nur probehaltige Gewehre kauft, so gehen beide zum nächsten Waffenschmied, welcher das Zündloch fest verstopft und eine starke Ladung Wasser gewaltsam in den Lauf preßt. Bleibt das Rohr wasserdicht, so ist der Handel richtig; läßt es auch nur etwas Feuchtigkeit durch, so ist er null.

Von Damaskus nach dem Mittelländischen Meere zu führt der Weg anfangs längs des Flusses, welcher die schöne Ebene bewässert, in den Antilibanon, und zwar in einem herrlichen Thale; die Ufer des Flusses sind mit hohen Pappeln, Wallnuß-, Feigen- und andern Bäumen besetzt, und dazwischen sieht man Oelbaum- und Weinpflanzungen, Gärten voll Apfelsinen und Obstbäume, auch mehrere Ortschaften und ziemlich wohlgebaute einzelne Häuser; zuweilen verengt sich das Thal, und der Fluß schäumt zwischen steilen, hohen Gebirgswänden hindurch, von welchen sich Wasserfälle hinabstürzen. So erreicht man allmälig den höchsten Rücken der Gebirgskette, und erblickt nun vor sich, durch ein tiefes und breites Thal getrennt, die gleichlaufende aber noch höhere Kette des eigentlichen Libanon, wie eine ungeheure zackige Mauer, die Spitzen je nach der Jahreszeit mehr oder weniger tief hinab mit Schnee bedeckt. Nach Süden vereinigen sich beide Bergketten an der Grenze des gelobten Landes in dem ungeheuern mit Schnee bedeckten Haupte des Berges Hermon, das in der Sonne wie mit Eis überzogen glänzt, und an welchem auf der andern Seite der Jordan entspringt. Das Thal zwischen beiden Ketten ist eine bis anderthalb Meilen breit, und zieht sich sieben bis acht Tagereisen nach Norden hin, und während oben auf dem Gebirge im Frühling noch Alles in eine dichte Schneedecke gehüllt ist, grünt und blüht hier Alles. Der Boden ist fruchtbar, und man sieht viele Ortschaften, deren Bewohner sich theils von dem Ertrage der Aecker an Baumwolle und Getreide und von dem Bau der Maulbeerbäume zur Seidenzucht und des Weines ernähren, theils in Gemeinschaft mit hindurchziehenden Schaaren von herumwandernden Hirten das reiche Weideland zur Viehzucht benutzen. Solche Schaaren stets bewaffneter Hirten sieht man auch im Frühling mit ihren zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden und Kameelen höher ins Gebirge ziehen, aber nicht mit fröhlichem Gesange, wie der Hirte der Schweizer oder Tyroler Alpen, sondern schweigend und ernst geht der so oft bedrückte und beraubte asiatische Hirte neben seiner Heerde einher.

In der Mitte dieses großen Thales liegen die be-

rühmten Ruinen des Tempels von Baalbek, einst einer großen und mächtigen Stadt, jetzt nur noch Trümmer, zwischen welchen einige armselige Hütten hingebaut sind. Auf einer Terrasse, die durch eine Aufmauerung von kunstreich gefügten Felsenstücken, jedes von 15 bis 30 Ellen Länge, erweitert worden war, standen hier zu den Zeiten der Römer zwei prachtvolle Tempel; der größere war unvollendet geblieben, der kleinere aber gehörte selbst schon zu den größten Bauwerken seiner Art. Durch einen sechseckigen Vorhof, welcher ringsum mit reich verzierten Bauresten umgeben, in der Mitte mit großen Haufen zerbrochener Säulen und Pfeiler und einer Menge anderer Werkstücke überdeckt ist, tritt man durch die Reste eines Thores in den viereckigen Tempelhof ein, in welchem die größte Menge der theils zertrümmerten, theils noch stehenden Ruinen das Auge in Staunen setzt und bezaubert, bald durch ihre großartigen Gestalten, bald durch ihre vollendete Schönheit und den Reichthum des auf das feinste ausgearbeiteten Schmuckes. Dieser Hofraum ist ringsum von den Ueberresten einst prachtvoller Gemächer und Galerien eingeschlossen, deren Dächer insgesammt eingestürzt, mit Schutt überdeckt und mit Gesträuch überwachsen sind. An der einen Seite sieht man schon aus weiter Ferne sechs ungeheure Säulen, die sich majestätisch über alles Andere erheben; sie haben einen Umfang von 11 Ellen am Fuß und eine Höhe von 36 Ellen, und sind nur der noch stehen gebliebene Rest einer großartigen Tempelvorhalle, welche von 45 solchen Riesensäulen gebildet war. Von dem kleinern Tempel stehen noch 20 Prachtsäulen aufrecht, die eine Höhe von 22 Ellen haben, umgeben von Schuttmassen mit den Ueberresten von Bildwerken aller Art. Ueber dem Marmorgetäfel des Tempelbodens erhob sich einst auf 16 Ellen hohen reich geschmückten Tempelwänden die Bedachung von 30 Ellen Breite und 55 Ellen Länge, zwei Treppen führten zu dem Dache hinauf, welches mit seinen herabgestürzten Trümmern das Innere des Tempels deckt. Dieser kleinere Tempel war dem Sonnengott, der größere allen heidnischen Göttern insgesammt geweiht. Bei der Betrachtung dieser Ruinen fragt sich der Reisende erstaunt, ob es Menschenhände sind, die diese ungeheuern Steine

bis auf die hohen Säulen emporgehoben und diese unermeßliche Bildhauerarbeit ausgeführt haben, aber Entsetzen ergreift ihn, wenn er sieht, wie die schweren Steine und ungeheuern Säulen zu Boden geworfen sind; das Werk langer Jahre, die Arbeit des Schweißes und Blutes von Tausenden, wurde durch einen Wink von der Hand des Herrn, durch ein Erdbeben zertrümmert. Wer zittert nicht, in der Mitte dieser Schutthaufen stehend, bei der Erinnerung an das Wort: Der Herr wird das Haus der Hoffärtigen zerbrechen. (Sprüchw. 15, 25).

Auf steilen, schwierigen Felspfaden klimmt man von hier den Libanon hinan, zuerst durch Wälder, dann über Schnee, in welchen die Pferde und Maulthiere oft tief einsinken; aber wenn man auf den höchsten Punkt des Weges gekommen ist, welch ein Anblick! Hinter sich sieht man noch das lange Thal von Baalbek und den Antilibanon, vor sich aber das Mittelländische Meer, und zwar in solcher fernen Tiefe, daß das Auge selbst ungewiß wird, denn das was Tiefe und Wasserspiegel ist, erscheint wie ein Wolkendamm, der über der Ebene emporsteigt; allmälig überzeugt sich jedoch das Auge, daß diese blaue, scheinbar anwärts steigende Fläche wirklich das Meer ist, und unterscheidet zuletzt im Hafen der Stadt Beirut die Masten der Schiffe. Die Thäler, in welche man hier hinuntersieht, sind so tief und senkrecht abfallend, daß die Dörfer an ihren Abhängen wie von Kartenhäusern gemacht aussehen; Wasserfälle stürzen von den Felsen in die unabsehbaren Tiefen hinab, und rings herum wie an den Felsenklippen hängen die Dörfer, die zum Theil von einem eigenthümlichen, fleißigen, wackern Gebirgsvolke, den Drusen, zum Theil von Christen einer besondern Secte, den sogenannten Maroniten, bewohnt sind. Geschick und Thätigkeit haben die außerordentlichsten Schwierigkeiten des Bodens besiegt, die überströmenden Gewässer werden in tausendfachen Windungen durch die Felsenabhänge in die Tiefen geleitet, die Erde wird durch Dämme und Terrassen vor dem Herabrollen geschützt, und die Bergwände, die alle auf diese mühsame Weise bebaut sind, bieten fast überall den Anblick eines Amphitheaters, dessen Stufen oft zu Hunderten übereinander hinaufreichen. Einzelne Klöster hän-

gen verwegen auf einem spitzen Bergkegel, und die Dörfer sind so sonderbar an die schroffen Wände gebaut, daß die Dächer der untern Häuserreihe nicht selten der obern als Gasse dienen. Die Drusen haben eine eigene Religion, die eine Mischung von christlichen und mohammedanischen Lehren und Gebräuchen ist; sie haben sich aber eben so wohl wie die Maroniten frei und unabhängig erhalten, stehen unter ihren eigenen Fürsten und bezahlen blos eine jährliche Abgabe an den türkischen Herrscher, sind auch stets bereit mit den Waffen in der Hand ihre Unabhängigkeit zu schützen. Das Land ist ihr Eigenthum und sie sind nicht in Gefahr, das mühsam Erworbene sich von räuberischen Händen entreißen zu sehen; was Wunder wenn dieses freie Gebirgsvolk jedes Stückchen Land, das sich dem harten Felsen abringen läßt, liebevoll pflegt, während in den von der Natur gesegneten Ebenen ein armes Geschlecht, das fast als Leibeigene angesehen und behandelt wird, nur hin und wieder den Pflug und die Sichel mit Unlust führt, und bei den besten Anlagen mit dem Boden zugleich verkümmert. Die Maroniten, welche den größern Theil der Bevölkerung des Libanon ausmachen, zeichnen sich, wie sich das von einem so betriebsamen, an harte Arbeit von Jugend auf gewöhnten Volke auch nicht anders erwarten läßt, durch eine einfache, nüchterne Lebensweise aus; das Laster der Trunkenheit namentlich ist trotz des köstlichen Weins, der dort in Menge erzeugt wird, beinahe unbekannt. Aber auch die Drusen muß der Fremde, der unter ihnen und in ihren wilden schauerlichen Gebirgen herumzieht, in hohem Grade lieben und achten, da bei ihnen sich der biedere Sinn für Ehre und Gastfreundschaft in hohem Grade erhalten hat, und ein edler Stolz sie vor jeder Handlung bewahrt, die einen Flecken auf ihr Volk werfen könnte. In den mohammedanischen Ländern dürfen sonst die Christen keine Glocken auf ihren Gotteshäusern haben, hier im Libanon vernimmt der europäische Reisende, der vielleicht viele Monate in solchen Ländern zugebracht hat, mit Wonne wieder die lieblichen gewohnten Klänge, wenn die Glocken von den zahlreichen Klöstern und Kirchen in der abendlichen Stille durch die wilden, einsamen Thäler schallen. Hier oben, in einem Thale, welches von höhern

Bergspitzen umgeben ist, steht noch ein kleiner Wald von den hohen und erhabenen Cedern auf dem Libanon (Jes. 2, 13), den Cedern Libanon's die der Herr gepflanzt hat (Ps. 104, 16), von welchen einst Salomo sich vom Könige Hiram von Tyrus zum Bau des Tempels in Jerusalem geben ließ; fünf derselben haben jede beinahe fünf Ellen im Durchmesser, und man glaubt, daß sie noch aus der Zeit Salomo's herstammen, einige Hundert jüngere stehen rings um diese alten ehrwürdigen Zeugen längst vergangener Zeiten, und gewähren dem Reisenden unter ihrem prächtigen gewölbten Dache einen kühlen schattigen Aufenthalt; die Luft ist gewürzt durch den Geruch des harzigen Cedernholzes, und die Vögel singen fröhlich in den Zweigen (vergl. Ezech. 17, 23).

Der Weg nach dem Meere hinab ist noch steiler und halsbrechender als der Weg von jenseits hinauf, oft muß man lange über Felsentreppen hinabreiten oder hinabklettern, die an einem mehrere tausend Fuß tiefen Absturz sich herumwinden, bis man endlich in die Hügel und die Ebene des Seeufers, und durch Nußbaum-, Oliven- und Maulbeerpflanzungen in die Hafenstadt Beirut gelangt. Beirut ist jetzt die größte und wichtigste Stadt an dieser Seeküste, das Morgenland und das Abendland treffen hier zusammen, um die Gegenstände ihres Handels auszutauschen. So schön aber diese Stadt aus der Ferne aussieht, so wenig entspricht sie den Erwartungen im Innern; man findet nur enge, krumme, finstere Straßen, voll Löcher und Schmutz, zu beiden Seiten für die Fußgänger mit schmalen erhöhten Platten gepflastert, so daß in der vertieften, schlecht gepflasterten und kothigen oder vom Wasser durchflossenen Rinne der Mitte nur im Gedränge die Esel, Maulthiere, Pferde und beladenen Kameele hindurchziehen können, aus den Gemüse- und Obstgärten zu den Wohnungen der Privatleute, oder mit den Waaren vom Lande zu den Magazinen, oder zu dem Hafen am Meeresgestade. Doch drängen sich hier Europäer aus allen Gegenden des Mittelländischen Meeres, Türken, Aegypter, Abyssinier, Araber und Bewohner des Libanon durcheinander

hin, und bilden durch die Verschiedenheit der Gesichtsfarbe sowohl als durch die Mannigfaltigkeit der Tracht das allerbunteste Gemisch. Die hier ansässigen Europäer haben aber eben darum ihre Wohnungen außerhalb der Stadt in schattigen Gärten. Einst waren an dieser Meeresküste viel größere und mächtigere Handelsstädte, deren Schiffe bis in die fernsten Länder fuhren, und wo die Schätze der ganzen bekannten Erde sich häuften, Sidon und Tyrus, die Hauptstädte der Phönizier, doch ihre Herrlichkeit ist längst dahin. Sidon ist jetzt ein unbedeutendes Städtchen; Tyrus, dessen Kaufleute Fürsten und dessen Krämer die Herrlichsten im Lande waren (Jes. 23, 8), die da sprach: Ich bin die Allerschönste (Ezech. 27, 3), ist nur ein kleines Dorf, und an ihm ist die Weissagung Ezechiel's (27, 32 ff.) in Erfüllung gegangen: Ach! wer ist jemals auf dem Meere so still geworden wie du, Tyrus? Da du deinen Handel auf dem Meere triebest, da machtest du viele Länder reich, ja mit der Menge deiner Waare und deiner Kaufmannschaft machtest du reich die Könige auf Erden. Nun aber bist du vom Meere in die rechten tiefen Wasser gestürzt, daß dein Handel und alles dein Volk in dir umgekommen ist.

III. Konstantinopel und seine Umgebungen.

Konstantinopel, Dardanellen, Sultan, Türken — sind das nicht Namen, die schon seit den Tagen der Kindheit einen Zauberklang auf unsere Ohren üben? Wer hätte nicht einmal gewünscht, jene Wunderstadt zu schauen, Sinne, Herz und Geist zu ergötzen an allen Herrlichkeiten, deren Schilderung wie Zaubermärchen unsere Einbildungskraft entflammt? Ob aber auch gegenwärtig eine Reise dahin Kinderspiel ist gegen die Zeit, da die Donau noch unfahrbar war, die Seefahrt dahin 6 Wochen dauerte, bei der Rückkehr eine Quarantaine von 40 Tagen ausgehalten werden mußte und Pest, Janitscharen und Christenhaß den Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt lebensgefährlich machten — immerhin ist's unter vielen Tausenden kaum Einem vergönnt, mit leiblichem Auge das Paradies zu schauen, welches der gütige Schöpfer an der Grenze zweier Welttheile aufgebaut hat, den Brenn- und Mittelpunkt des türkischen Reichs, die Prachtwohnung des angeblich oder wirklich „kranken Mannes", dessen sieches Dasein zu fristen oder dessen Erbschaft zu gewinnen Europa sich schon vielmals blutig zerfleischt hat, vielleicht noch blutigeren Kriegen entgegen sieht.

Schauen wir deshalb im Geiste, was Mangel an Zeit und Geld uns versagt! Besteigen wir in Leipzig, Dresden oder Zwickau den Dampfwagen, der uns in

wenigen Stunden über Prag und Wien, über den Riesenbau der Sömmering- und Karstbahn nach Triest führt. Daselbst nimmt uns ein Dampfschiff der österreichischen Gesellschaft Loyd, welche die Haupthäfen der Levante mit Triest und unter einander so regelmäßig verbindet, wie Eisenbahnzüge Leipzig und Dresden, auf und führt uns durch die bläulichen Fluthen des adriatischen und griechischen Meeres in wenigen Tagen an die äußern Thore von Konstantinopel, die Dardanellen. Der Dampf, diese mächtige Kraft unseres Jahrhunderts, hat ja schon überaus große Wunder bewirkt, sollte er uns nicht auch in die Türkei zu zaubern vermögen?

So schwimmen wir denn den 10 Meilen langen Meeresarm, der bald eine Meile, bald eine Stunde breit, das Marmormeer mit dem Mittelländischen verbindet, aufwärts. Offenbar ist diese Meerenge ein Spalt, der bei dem Erkalten der Erdrinde Europa und Asien auseinander gerissen hat, und den dann die Wasser erfüllt und zu ihrer Straße gewählt haben. Auf der europäischen Seite zieht sich ein rauher, etwa 800 Fuß hoher Gebirgsrücken hin, während das gegenüber liegende, gleichgestaltete asiatische Gestade von lachenden Weingärten, Pinien- und Terpentinbaumwäldern bedeckt wird. Bald gelangen wir an die schmalste Stelle der Meerstraße, an welcher die Dardanellenschlösser aufgeführt sind, bestimmt, den Eingang nach Konstantinopel zu schützen. Erwarte nicht, lieber Leser, mächtige Thürme und hohe Mauern mit Schießscharten zu finden! Wie eine Schlange am Boden versteckt liegen diese Werke, und die Feuerschlünde, kaum sichtbar über dem Spiegel des Meeres, lauern in der Tiefe, um desto sicherer ihre Geschosse zu senden. Aber türkisches Ungeschick hat auch hier das Seine gethan, um die drohend und gefährlich aussehende Lage der Schlösser in der Wirklichkeit weniger gefahrvoll zu machen. Wohl starren Riesenkanonen vom Lande her; doch liegen sie ohne Laffetten am Boden und bedürfen zur Ladung einer halben Stunde Zeit, überflüssig genug, um europäische Flotten hindurch zu lassen, wie denn auch deren schon öfter vorübergesegelt sind, wenn es ihnen ein günstiger Wind möglich machte, die vom Marmormeer her-

kommende Gegenströmung des Wassers zu überwinden. Ein Schloß, das nicht sperrt, ist nicht besser, als gar keines.

Weiter hin kommt klassischer Meeresboden. Hier war es, wo der weltbekannte Perserkönig Xerxes etwa 500 Jahre vor Christo die Brücke über den Meerarm schlagen ließ, auf der er sein ungeheures Heer nach Europa führte, wo 200 Jahre später Alexander der Große umgekehrt von Europa nach Asien mit seinen Völkern übersetzte, um dasselbe Perserreich niederzuwerfen, und 1500 Jahre später die türkischen Horden unter Soliman aus Asien nach Europa überschifften. Drei der größten Umwälzungen in der Geschichte der Menschheit haben an dieser Stelle ihren ersten, entscheidenden Schritt gethan!

Endlich schwimmen wir in das Marmormeer ein, das sich in einer Wasserfläche, so groß wie das Königreich Sachsen, bis Konstantinopel hinzieht. Was will die belebteste Landstraße gegen den Verkehr auf dem Marmormeere bedeuten? Zahllose Schiffe fahren entweder an uns vorüber mit vollen Segeln, oder sie liegen in den Buchten vor Anker und warten des Umschlags des Windes, um nach Konstantinopel zu kommen, oder sie lassen sich von Dampfern vorwärts schleppen, wenn sie Eile haben. Ein malerisches Schauspiel! Wie verlangt Manchem so herzlich darnach, nur ein einziges Schiff zu sehen! Hier sind Hunderte, die nicht still liegen, sondern in aller Pracht einhersegeln, bemannt von fast allen Völkern der Erde, beladen mit allen Erzeugnissen, getrieben von Wind und Dampf, bestimmt in die verschiedensten Häfen und Städte des Erdballs.

Sieh da, mitten unter solchen Betrachtungen tauchen die sieben Thürme auf, der Anfang von Konstantinopel! Die Habseligkeiten gepackt, Abschied vom Schiffe genommen, wir sind zur Stelle! Eine Flotte von schlanken, spitzigen Booten, Nachen oder Kaiken, schwirrt um unser Dampfschiff, und kaum rasselt der Anker hernieder, so drängen sich zahllose Dragomane oder Lohndiener an den Bord und preisen in allen Sprachen der Erde ihre verschiedenen Gasthäuser an. Da ist keine Auswahl, einer ist so ehrlich und unehrlich, wie der andere, ohne

Lohndiener geht's nicht in der großen, fremden Stadt, also — der Erste der Beste! Hinab ans Land! Aber das erste türkische Wort, was uns der türkische Zollwächter, der unser weniges Gepäcke beschnüffelt, zuruft, ist: Backschisch! (Trinkgeld.) Mit Wenigem zufriedengestellt, entläßt uns dieser, dafür aber kommen Hamale, d. h. Lastträger, die unsere Effecten tragen wollen, und Pferdeverleiher, die alle ihre Pferde zugleich anbieten. Mit Mühe gewinnen wir, den Dragoman voran, die Hamale hinterdrein, durch krumme, enge Gassen das Gasthaus, Hotel von Europa genannt, worin wir für Wohnung und Kaffee nebst Bedienung Mann für Mann täglich etwa 4 Thlr. zu zahlen haben. Dazu kostet der Lohnbediente täglich noch etwa 1½ Thlr. — woraus zu sehen, daß das Pflaster in Konstantinopel für Fremde nicht eben billig zu nennen ist. —

Es ist ein wunderbar schöner Tag. Wollen wir die Pracht und Herrlichkeit Konstantinopels und seiner Umgebung möglichst vollständig in uns aufnehmen, den Becher dieser paradiesischen Natur gleichsam mit einem Zuge schlürfen, so steigen wir in ein Kaik und fahren zum Hafen hinaus, um in der Wassergrenzscheide zweier Welttheile alle Schönheit zu fassen, welche die Natur hier vereinigt hat. Zwei Meeresarme, das „goldene Horn", (der Hafen) und vom schwarzen Meere herein der Bosporus begegnen sich, wie zwei Riesenströme, rechtwinkelig und stürzen sich sofort ins Marmormeer. Zwischen dem goldenen Horn und dem Marmormeer dehnt sich das eigentliche Konstantinopel, zwischen dem goldenen Horn und dem Bosporus liegen die großen Vorstädte Pera und Galata, jede mit 60 Tausend Menschen, jenseits des Marmormeeres prangt Scutari — alle zusammen bilden Konstantinopel.

Die eigentliche Türkenstadt, Stambul, zwischen dem goldnen Horn und dem Marmormeere, bildet von diesem aus gesehen, eine ungeheure Masse rothbrauner Häuser, endlos, ohne leere Stelle, nichts als ein Häusermeer in regellosem Gemisch und Gewirr ohne Straßen. Ein Haus sieht genau wie das andere, einstöckig, rothbraun angestrichen, mit flachem Dache von rothbraunen Ziegeln. Aus ihnen, wie Felsen aus Meer oder Wald, heben sich

die Moscheen oder Kirchen, große massenhafte Rundbaue, mit Blei gedeckt, hoch über die Häuser empor. Zahllos erscheint die Menge derselben, überall ragen diese metallenen Dome gen Himmel, und neben jeder derselben zwei, vier, sechs Minarets, schlanke, glatte, spitz zulaufende Thürmchen mit blendend weißen Gesimsen, die durch Schlankheit und Zierlichkeit ersetzen, was den massigen Moscheen abgeht. Zwischen Häusern und Moscheen zeigen sich noch andere Bleidächer mit regelmäßigen Reihen kleinerer Kuppeln, die großen Bazars oder Verkaufsläden, und noch eine andere Art von metallenen Kuppeln mit kleinen runden Oeffnungen, die mit Glas ausgesetzt sind — die türkischen Bäder.

Der Anblick einer europäischen Stadt ist für uns um so anziehender, je reicher an Thürmen dieselbe ist. Thürme zieren, heben nach unseren Begriffen. Aber in dem ganzen ungeheuren Häusermeere von Stambul findet unser suchendes Auge nur einen, einen einzigen Thurm, selbst über die Minarets hoch emporragend, massiv, rund und oben in eine Laterne auslaufend, worin der Feuerwächter stets umhergeht, um jedes der zahllosen Feuer in der Stadt sofort durch Zeichen kund zu thun. Das ist der Thurm des Seraskiers, in dessen Nähe ein riesiger, europäisch aussehender Palast seine lange, doppelte Fronte, großen Fenster in drei Stockwerken und mächtigen Flügel zeigt. Das ist die hohe Pforte, der Pfortenpalast, worin sich die türkischen Minister zu Rathe versammeln und von welchem der türkische Hof zuweilen seinen Namen empfängt. Die kleineren Gebäude mit bunten, chinesischen Dächern, welche hie und da noch zwischen dem Häusermeere als etwas Besonderes hervortreten, sind die Dächer und Umfassungen der öffentlichen Brunnen, in warmen Ländern ein noch viel größeres Bedürfniß, als selbst bei uns.

Da wo zwischen dem goldenen Horn und dem Marmormeer die Landspitze ins Wasser sich zu tauchen scheint, auf der breiten Landzunge zwischen diesen Wassern haben sich eine Masse ganz anders gebauter und gestalteter Gebäude gelagert, als sie Stambul uns zeigte. Einstöckig, mit vielen Vorbauten ragen sie aus einem Walde von Platanen (Tulpenbäumen) und Cypressen hervor

oder stehen auf freien Plätzen. Diese Häuseransiedelung inmitten Gärten und Wäldern, ein Stadttheil für sich und von einer hohen Mauer umgeben, ist das Serail, früher die Residenz der Sultane, gegenwärtig aber der Wittwensitz der verlassenen Frauen desselben.

Wenden wir nun unsere Augen über die etwas steileren Spitzen der zweiten Landzunge, die der Bosporus auf der einen, und das goldene Horn, über welches eine schöne Schiffbrücke dahin führt, von der andern Seite einschließen, und auf welcher die großen Vorstädte Galata und Pera liegen. Dort ist etwas weniges mehr Ordnung unter den Häusern; diese sind höher, massiver, und man erkennt sogar einzelne Straßen. Galata, zunächst dem goldenen Horn, ist die Kaufmannsstadt und enthält die Schreibstuben und Magazine dieser Art von Geschäftsleuten, während in Pera nur Europäer, namentlich auch sämmtliche Gesandte der europäischen Staaten in stattlichen Palästen wohnen, unter welchen der russische Gesandtschaftspalast, festungsartig gebaut, in neuester Zeit dadurch berühmt geworden ist, daß Fürst Menzikoff aus demselben mit Reiterstiefeln und Oberrock hinüber in den Pfortenpalast zur Zusammenkunft mit dem türkischen Minister gegangen sein soll. Beide Vorstädte sind eingeschlossen von türkischen Stadttheilen, und hier, wie jenseits in Stambul, liegen mitten zwischen den Häusermassen offene, wüste Plätze — Brandstellen. Die Bauart der unermeßlichen Mehrzahl aller Häuser in Konstantinopel ist hölzern, leicht, einstöckig. Das Holz bezieht man von den Ufern des schwarzen Meeres, die Straßen sind eng, die Löschanstalten erbärmlich, daher oft auf einmal Tausende von Häusern niederbrennen. Indeß ist bei dem äußerst geringen Werthe derselben und dem ganz unbedeutenden Hausgeräthe der Türken der Schade, selbst bei großen Bränden, gering und durchaus nicht in Vergleich zu stellen mit dem Schaden eines Städtebrandes in Deutschland. Anders freilich, wenn Waarenmagazine in Galata brennen!

Die Umschau in diesem wundervollen Cyclorama schließt jenseits des Marmormeeres in Asien die Stadt Scutari mit mehr als 200,000 Menschen, eingefaßt von grünen Höhen und meilenlangen Cypressenwäldern —

— den Begräbnißplätzen aller der Türken, welche lieber in Asien, ihrem eigentlichen Vaterlande begraben sein wollen, als links von Pera am goldenen Horn in Europa.

Das ist es, was die drei Vorgebirge und Landspitzen dem Auge an Häusern, Moscheen, Minarets, Palästen, Gärten und Wäldern bieten! Aber zwischen denselben wogen die prachtvollen Wasserspiegel des Marmormeeres, aus dem sich die 4 Stunden entfernten Prinzeninseln erheben, auf denen man wegen der Durchsichtigkeit der Luft trotz der weiten Entfernung jedes Haus und die griechischen Klöster erkennen kann, ragt auf der blauen Fluth des goldenen Horns zwischen Stambul und Galata eine schwimmende Stadt mit zahllosen Masten empor! Ist ja doch das goldene Horn, etwa 4000 Fuß breit, einer der größten und schönsten Häfen der Welt, in welchem große Linienschiffe bis an die Häuser fahren können und alle Flotten überflüssig Raum haben! Und was für ein reges Treiben, welch' unendlicher Geschäftsverkehr in diesem von Handelsschiffen aller Völker der Erde wimmelnden Hafen! Welche Unzahl von Fässern, Ballen, Waaren aller Art werden da ein- und ausgeladen! Wie schlängeln sich die kleinen, schlanken Boote und kleineren Dampfschiffe, die fortwährend zwischen Scutari, Pera und Stambul hin- und herfahren, gewandt durch die größeren Dampfer, die aus England, Frankreich und Aegypten gekommen sind, wie durch die riesigen Kriegsschiffe, die hier Anker geworfen! Welches Leben, welche Thätigkeit, Mannigfaltigkeit! Das Auge sieht sich nimmer satt.

Aber halt! Der breite, blaue Strom, welcher aus dem Bosporus herein kommt, fesselt uns wieder durch seine Lieblichkeit! Das goldene Horn wimmelt von Schiffen, das Marmormeer zeigt nur einzelne; doch der Bosporus hält die Mitte zwischen zu viel und zu wenig. Eine belebte Wasserstraße zwischen reizend bewachsenen Anhöhen trägt er auf seinem Rücken herein vom Pontus und in denselben hinaus geräuschlos Schiffe aller Größe. Welch' einen Anblick muß es gewährt haben, als während des letzteren türkischen Krieges die vereinigten englisch-französischen Kriegsflotten hier vorüberfuhren!

So, geneigter Leser, nimmt sich diese Weltstadt vom Meere aus gesehn, aus. Mit einem Blicke überschaut das Auge alles, was wir nur allmählig aufzuzählen vermochten. Welcher Theil ist der schönste? die Wasser oder das Land? Unnütze Frage! Eben das Ganze in seiner wunderbaren Verbindung, beleuchtet von der südlichen Sonne aus tiefblauem Himmel macht diese wunderbare Schönheit.

Besehen wir nun das Innere, die einzelnen Merkwürdigkeiten dieser Wunderstadt! Wohl sticht das Innere schneidend ab gegen die von Außen gesehene Herrlichkeit; aber immerhin bietet sich des Anziehenden hundertmal mehr, als in mancher gleich großen Stadt des übrigen Europa. — Versuchen wir eine Wanderung durch die engen, krummen, schmutzigen, abscheulich gepflasterten Straßen! Das ist keine leichte Aufgabe. Der Rinnstein geht in der Mitte der beiden abschüssigen Seiten. Vergeblich bemüht man sich nun, von einem großen, ungleichen, eckigen Steine des Pflasters auf den andern zu springen, um die dazwischen liegenden Lücken und Schmutzlöcher zu vermeiden. Das Menschen-, Pferde-, Esel- und Maulthiergedränge ist zu groß, und während man einem der tausend herrenlosen Hunde, die sich in der Straße gelagert haben, ausweichen will, rennt man sich die Kanne eines Wasserträgers in die Seite, oder wird fast umgeworfen von einem Lastthiere, oder fällt in ein Schmutzloch. Glücklicher Weise giebts hier nur Wagen als Kutschen zum Spazierenfahren für die Frauen des Sultans, man ist also außer Gefahr, umgefahren zu werden; aber dafür erstaunlich viele Reiter; dafür wird Alles, was man bei uns auf Wagen und Karren verfährt, auf ganzen Heerden von Lastthieren, zumal Eseln transportirt. Alles Backwerk zumal wird auf Eseln feil geboten. Ueber den damit gefüllten Körben liegen auf einem Brete oder Bleche über dem Rücken des Esels die Proben desselben, während der Verkäufer, in der Rechten den Knüttel zum Antreiben, in der Linken die unvermeidliche Tabakspfeife und fortwährend: „Jämäk!“ (Brod) schreiend, nebenhergeht. Große Fässer und Waarenballen tragen zwei, vier, ja bis zwölf Männer auf

langen buchenen Stangen, in der Mitte wohl befestigt, in taktmäßigem Schritte.

Während wir glücklich bis zu einem Straßenwinkel vorgedrungen sind, finden wir denselben von einer Schaar Buben besetzt, die mit untergeschlagenen Beinen dasitzend, wie Frösche aus einer Kehle die erste Sura (Kapitel) des Korans lesen, während ein Graubart sein Pfeifenrohr auf den Köpfen der falsch lesenden A-B-C-Schützen umhertanzen läßt. Das ist eine türkische Schule. Gleich daneben lassen sich alle Türken das Kopfhaar von einem Barbier abrasiren, aber weislich einen Büschel am Wirbel stehen, denn an diesem Haarbüschel wird sie einst nach dem Tode, wie sie glauben, der Schutzengel zum Berge der Seligkeit führen. Nicht weit davon sitzt unter dem Dache einer Tabaksbude ein türkischer Advocat, die Papierrolle in der Hand, die Federbüchse, deren Deckel das Dintenfaß enthält, im Gürtel, die Pfeife in der Hand, und wartet auf Kunden, die ihm Briefe, Contracte ꝛc. abzufassen geben.

Bei weiterem Vordringen gelangen wir in einen Bazar oder Kaufbezirk. Da giebts ganze Reihen von Fesverkäufern, Strumpfhändlern, Schuhmacherläden, auf denen die rothen Schuhe in allen Formen liegen oder hängen, Faltenhosen, Jacken, Röcke, Schnürröcke, große Körbe voll brauner Datteln, frischer und getrockneter Feigen, köstlicher Granatäpfel, große Haufen rother und weißer Weintrauben, riesige Melonen ꝛc. Daneben verfertigen Bäcker ihre ungesäuerten Brode, Fladen und mit Schwarzkümmel bestreueten Butterbretzeln. Jetzt kommt eine Gasse Babuschenhändler oder Pantoffelschuster, dann rothe und vergoldete Thonpfeifen, hierauf eine Garkochsbude, die gar lieblich duftet und vor der eine ganze Meute hungriger Hunde lungert. In einem andern Bazar, der ägyptische genannt, finden wir alle wohlriechenden Gewürze und Essenzen aus Indien und Arabien, in einem dritten gestickte Tücher, Schleier, seidene Hemden, Taschen und Goldstoff, Perlen, Taschenuhren, Waffen ꝛc. Während bei uns in den europäischen Städten die Kaufläden in den verschiedensten Gassen, außer an Jahrmärkten, zerstreut sind, hat der Käufer hier in jedem

Bazar eine reiche Auswahl jedes Stoffes auf einem Punkte vereinigt.

Sieh, da kommt ein hoher türkischer Beamter zu Pferde mit seinen Dienern oder Sclaven! Der Eine trägt die Mappe mit den Papieren, der andere einen langen Schlauch von Tuch, worin die Pfeife steckt. Nun, diese Diener haben sich nicht zu überarbeiten! Auch ein Haufen türkischer Soldaten zieht vorüber. Sie sehen in ihren blauen Röcken, weißen Hosen und weißem Lederzeug fast wie Preußen aus, tragen aber statt der Pickelhauben, den rothen Fes (Lederkappe) mit blauer Quaste. Wer ist denn der schöne Mann in dunkler, goldgestickter Tuchjacke, äußerst weiten, unten zugebundenen Beinkleidern, feinen, weißen Strümpfen und Hemde, weitem, seitwärts hängendem Fes mit kurzer Bauschquaste? Das ist ein griechischer Kaufmann, der englische, französische und deutsche baumwollene und seidene Waaren feilhält. Und jener dort mit der niedrigen Pelzkappe, wollenem Rocke mit Gürtel? Es ist ein Bulgar vom Balkan, der wollene Waaren und meisterhaft selbst gefertigte kupferne Geräthe zu verkaufen hat. Und jene kurzen, stämmigen Männer in grauen Pelzkappen, die Pelzwerk gegen blanke Waffen umtauschen und deshalb sich herumtummeln? Das sind Tscherkessen vom Kaukasus, Todfeinde der Russen. Aber jene braunen, markigen Männer, fast wie Türken gekleidet? Es sind Araber, meist Nachenführer und Lastträger; doch jene in langen, engen, rothseidenen Kleidern sind Pferdehändler, einer davon, wie man sieht, verkauft auch Stielpeitschen aus Nilpferdhaut. Und jener schlanke, wohlgestaltete, dunkelfarbige, ernst einherschreitende Mann mit rothgefärbten Händen und Bart, spitzig zulaufender schwarzer Schaffellmütze und weitem flatternden Kaftan? Das ist ein persischer Großhändler in Seide, mit dem zwei Juden — die nirgends fehlen — im dunkelm Fes und karrirtem Kaftan ein Geschäft abzuschließen im Begriff stehen. Was der Tausend! Wer ist jener Mann, mager aber nervig, mit kleinen Augen, scharf geschnittener Nase, sehr langem Hals und gewölbter Brust? Sein Rock, der bis an die Hüften reicht, schimmert von vergoldeten Knöpfen und bunten Stickereien, die Aermel flattern wie Flügel um die Schultern, der

Griff seines krummen Säbels (Handschar) ist mit Silber ausgelegt! Das ist ein Albanese, dessen Stolz und Prachtliebe sprüchwörtlich ist, und der nur der Pferde wegen kommt, deren er zum Kriegshandwerke bedarf. —

Mitten im Straßengedränge zeigen sich auch Frauen, denen seit der Neuerung des vorigen Sultans etwas freierer Spielraum geworden ist, denen alle Männer ausweichen und höchstens ein Europäer ins Gesicht sieht. Aber es ist wenig Erquickliches an ihnen zu sehen. Den Kopf umhüllen dichte, weiße Schleier, die sich so eng an Stirn und Kinn anlegen, daß man kaum die dunkeln Augen und die Nase sieht. Dazu sind die Gestalten in sackartige Aermelmäntel ohne Schnitt eingehüllt, und so watscheln die dickbeleibten Gestalten, denen man nicht ansieht, ob sie Mädchen von 16 oder Matronen von 60 Jahren sind, mit einwärts gebogenen Beinen in weiten gelben Halbstiefeln und über diesen noch gelbe Babuschen, manche ein Kind an der Hand, kümmerlich weiter. Am meisten wird man noch überrascht, wenn plötzlich aus dem weißen Schleier die fettglänzende schwarze Haut einer Negerin mit stechend schwarzen Augen hervorguckt. Das Verschleiern aller Türkinnen vom 10. Lebensjahre ist ein Gesetz des Korans, und kein Türke kann sich eine unverschleierte Weibsperson als sittsam denken.

Von den türkischen Frauen, der Vielweiberei, dem häuslichen Leben der Türken und ihrer Frauen macht man sich bei uns mitunter auch recht verkehrte Vorstellungen. Die Erziehung der türkischen Frauen wird gänzlich vernachlässigt. Sie werden als Kinder wohl in die Schulen geschickt und lernen lesen, aber vergessen es gar bald wieder, da Romane und Liebesbriefe in der Türkei nicht vorkommen. Schreiben kann unter Tausenden vielleicht Eine. Die Mädchen stecken bis zu ihrer Verheirathung bei den Müttern im Weiberzimmer, im Harem, das auch in der Wohnung des armen Türken vom Wohnzimmer des Mannes getrennt ist. Will sich ein Türke verheirathen, so sucht ihm die Mutter oder eine Anverwandte eine Braut aus, die er vor der Hochzeit nicht zu sehen bekommt, oder er kauft sich eine Sclavin. In jedem Falle kostet ihm dieß viel Geld, denn die Mitgift der Braut ist gering, der Bräutigam muß alle Hochzeits-

kosten tragen, den Aeltern große Geschenke machen, für sämmtlichen Hausrath und viele Wäsche und Kleider der Braut sorgen, und endlich für den Fall der Trennung der Frau je nach Stand und Vermögen eine bestimmte Summe aussetzen. Da nun eine türkische Frau thatsächlich nichts arbeitet, so muß der Mann ihr auch noch eine Sclavin kaufen, und da in Mangel geistiger Bildung und aller häuslichen Beschäftigung die Sucht nach Putz und Glanz als Hauptbedürfniß sich geltend macht und befriedigt werden muß, so leuchtet ein, warum so viele Türken ledig bleiben — weil sie keine Frau sammt Zubehör erkaufen und erhalten können, und warum Türken mit mehr als einer Frau außerordentlich selten sind. Es ist richtig, daß die türkische Frau sich nicht beschweren darf, wenn der Mann sie zuweilen über die Sclavin im Hause vergißt, aber leider! ist dieß bei uns Christen auch recht häufig nicht viel anders.

Eine faule Frau wird allerdings eine Türkin beneiden, denn eine solche macht in Wirklichkeit kaum einen Finger krumm. Sie ruht auf dem Divan oder Sopha, trinkt des Tages zehnmal Kaffee, nascht Zuckerwerk, spielt mit den Kindern, schwatzt mit der Sclavin, geht wie eine Mumie auf den Straßen und besucht ihres Gleichen, um gemeinsam zu sitzen, zu essen, zu schlafen. Ihre Kinder unterrichten kann sie nicht, da sie selbst nichts weiß, nicht lesen, nicht schreiben, nicht Piano oder Guitarre spielen, nicht zeichnen oder malen — wie gesagt, eine faule, nur keine häusliche, thätige Frau, keine Erzieherin ihrer Kinder und Regentin ihres Hauswesens wird sich nach Stambul sehnen, von der Neugierde, der Lust zu gefallen, dem Vergnügen an Neuigkeiten, an Kunst ꝛc. ganz zu schweigen. —

Aber nicht blos Menschen und Lastthiere beleben die Straßen von Stambul, auch eine Unzahl herrenloser **Hunde** treibt daselbst unangefochten ihr Wesen. Sie vertreten einen Theil der Wohlfahrtspolizei, indem sie den Abfall der Küchen- und Fleischläden, welche von den Türken ohne weiteres auf die Straßen geworfen werden, verzehren. Sie sind von der Race der Schäferhunde, braungelb und dem Wolfe ziemlich ähnlich. Tag und Nacht, Jahr aus und ein leben sie in den Straßen

halten sich truppweise zusammen, weichen zwar nicht aus ihrer Straße, leiden aber keinen Hund aus einer andern Straße in der ihrigen, sondern beißen einen verirrten sofort hinaus. Jedes Thier, sobald es gut behandelt wird, ist gutmüthig; während bei uns unverständige Erwachsene und nachäffende Kinder die Hunde necken, werfen ꝛc. und sie dadurch bissig machen, begegnet der Türke ihnen freundlich, schlägt sie nie, weicht ihnen aus, wirft auch den Hündinnen Lappen in die Straßenwinkel, damit sie ein Lager für ihre Jungen bereiten können. Was Wunder also, daß diese Thiere äußerst gutmüthig sind und Niemanden, selbst den Fremden beißen? Nur des Nachts mag man sich vorsehen, sie nicht zu treten. Trotz dem, daß hier viele Tausende leben, kennt man weder Maulkörbe, noch tolle Hunde, noch Hundesteuern zur Verminderung derselben, weil beide Geschlechter gleich an Zahl sind. Bei uns aber will Jedermann nur Hunde, keine Hündinnen halten, daher unsere künstlichen Manöver, gesetzliche Bestimmungen oder polizeilichen Verordnungen, mit denen allen wir nicht im Stande sind, das Tollwerden von Hunden und zahlreiche Unglücksfälle, die sie anrichten, zu verhüten. — Eben so gemüthlich, ungestört und in größter Vertraulichkeit mit den Hunden fressen zahlreiche Aasgeier das Aas gefallener Thiere, die man nicht aus den Straßen fortschafft, sondern ihnen überläßt. —

Haben wir nun bisher einen Gesammtüberblick der morgenländischen Kaiserstadt vom Meere aus, so wie einen Begriff von dem Leben und Treiben im Innern, auf den Gassen derselben gewonnen, so müssen wir gewiß auch die einzelnen Merk- und Sehenswürdigkeiten derselben beschauen, wenn wir ein leidlich vollständiges Bild derselben in uns aufnehmen wollen. Wer hat nicht von der berühmten „Sophienkirche", auch Aja Sophia, der jetzigen Hauptmoschee der Türken gehört? diesen uralten, vom griechischen oder oströmischen Kaiser Justinian 540 nach Chr. G. als christliche Kirche mit aller ersinnlichen Pracht erbaut und geschmückt? Seitdem aber Sultan Mahmud II., 1453 am Tage der Eroberung

Konstantinopels durch die Türken vor ihren Hauptaltar ritt und sie zur türkischen Haupt- und Mustermoschee einweihete, nach der alle andern gebaut worden, ist sie der Stolz der Türken, obwohl ihres christlichen Schmuckes gänzlich entkleidet. Die Heiligen- und Marienbilder sind verwischt, die reichen Vergoldungen abgekratzt, die silbernen Gitter und stark vergoldeten Zeltsäulen des Heilandes und der Apostel, das silberne Zeltdach über dem Altare ꝛc. entfernt, kurz Alles ist beseitigt, was an die christliche Bestimmung dieses mächtigen Gotteshauses, im Innern 135 Ellen lang und 72 Ellen breit, erinnern könnte. Dafür ist diese ungeheure Steinmasse, deren innere Grundfläche 38,467 □ Fuß, folglich Raum für etwa 30,000 Menschen enthält, ganz für türkische religiöse Zwecke eingerichtet. Auf 107 Säulen ruht das Gebäude; acht der schönsten von grünem Serpentinstein stammen aus dem berühmten Tempel der Diana zu Ephesus, acht andere, mit Fußgestellen vom schönsten weißen Marmor, aus dem Sonnentempel des Kaisers Aurelian in Rom. Ueber diese Säulen wölbt sich ein ungeheurer Kreisbogen, 53 Ellen im Durchmesser und 85 Ellen hoch über dem Boden des Tempels. Vier ins Gevierte gestellte Riesenpfeiler tragen auf ihren vier ungeheuren Rundbogen einen kreisrunden als Sims hervortretenden Kranz, der sich durch Zwickel in Gestalt gebogener Dreiecke zugleich auf die Köpfe der Pfeiler stützt. Ihren Lichtstrom empfängt die Kuppel durch 24 im Halbkreis überdeckte Fenster. Wie alle türkische Moscheen sind die Spitzen ihrer Minarets mit einem Halbmonde geziert, der 25 Ellen im Durchmesser hält und dessen Vergoldung 50,000 Dukaten gekostet haben soll.

Treten wir ein in den Wunderbau! Früher war der Eintritt in eine Moschee einem Christen nur gegen einen Erlaubnißschein oder Paß des Sultans gestattet, der 60 Thlr. kostete, schwer zu erlangen war, und den noch überdieß ein türkischer Polizeier begleiten mußte, um den neu- oder wißbegierigen Christen vor den Mißhandlungen der Türken zu schützen. Seitdem aber Engländer und Franzosen im Krimkriege dem Sultan beigestanden und in Stambul sich sehr breit gemacht haben, genügt eine englische Uniform, um Eintritt zu haben. — Reinlichkeit

und Ordnung scheint nicht in der Aja Sophia zu Hause zu sein. Alles ist mit Staub und Taubenmist bedeckt, weil die Tauben als religiöse Vögel Zutritt darin haben. Das Holzwerk an den Fensterbekleidungen und Fußböden ist zerbrochen, die Wände sind hie und da abgebröckelt — überall türkische Nachlässigkeit! Und doch ist es ein Prachtbau, ein Prachttempel, erhaben, großartig, wie irgend ein Dom der Christenheit; aber es bewegt in demselben unsere Seelen nicht das Gefühl des Geheimnißvollen, Ueberirdischen, welches das düstere Zwielicht unserer deutschen Dome mit ihren langen, gothischen Schiffen und endlosen Schwingungen ihrer Säulen hervorrufen, keine Schauer und Bangen des Allerheiligsten ergreifen uns, sondern dieser lichte, schmucklose, einfach weiße Tempel bringt in der Seele nur das klare, heitere Wissen der Größe und Schönheit hervor. In diesem Tempel, wie im Gottesdienste, der darin gehalten wird und der hauptsächlich in stillen Gebeten besteht — selten werden einige Sprüche aus dem Koran laut ausgerufen und von den Gläubigen nachgebetet — tritt der Mensch unmittelbar, ohne Priester, Heilige; Engel 2c. an die Gottheit heran. — In uns wohnt Achtung vor jeder religiösen Ansicht, vor jedem Gotteshause, und so verlassen wir ernst und nachdenkend die Aja Sophia. Wir haben die merkwürdigste Moschee Stambuls gesehen, die zahlreichen andern, obwohl viele darunter sehenswerth sind, übergehen wir.

Nicht weit von der Aja Sophia liegt das Serail. Lenken wir zu diesem unsere Schritte! Wir haben es schon vom Meere aus als eine Stadt für sich, so groß, als die ganze innere Stadt Wien, ringsum mit einer starken Mauer umgeben, erblickt. Auch zur Besichtigung dieser Residenz des Sultans und seiner Frauen bedurfte es früher eines besonderen Passes für 60 Thaler, aber gegenwärtig kommt man mit dem Zauberworte: „Backschisch" (Trinkgeld) und einem aufgesetzten Fes recht wohl hinein. Höchstens riskirt man, hinausgesteckt zu werden; in die Wohnungen der Frauen freilich und die Gemächer des Sultans führt auch ein Paß nicht, nur in die Höfe, Gärten und nicht bewohnten Gebäude.

Wir treten durch den Haupteingang, das Thor der

kaiserlichen Pforte, in den ersten Hof, eher Garten mit Rasen und schönen Bäumen, und von diesem aus verschafft uns ein Backschisch von einem Thaler Eingang durch eine Thüre, durch welche nur der Sultan reiten darf, in Begleitung eines Soldaten in den zweiten Hof. Auch dieß ist mehr ein Garten, links umgeben von einem Gebäude, in welchem sonst der Divan oder Reichsrath gehalten wurde, und rechts von Küchen, Speisekammern 2c. für den Sultan und das Hofgesinde. Wenn man bedenkt, daß die Hofhaltung des Sultans auf 10,000 Personen gerechnet wird, so dürfte es allerdings viel zu kochen geben und trotz aller Mäßigkeit der Türken in den Speisekammern fortwährend hübscher Vorrath nöthig sein.

Durch das dritte Thor, das Thor der Glückseligkeit betitelt, darf keine Seele. Hier zieht kein Backschisch, wird kein Paß gegeben. Denn hinter dem dritten Thore sind die Paläste mit den zahlreichen Sälen, Zimmern 2c., worin sich im Winter die Frauen des Sultans aufhalten — der Harem. Der kleine Harem für den Frühlings- und Herbstaufenthalt der Frauen liegt an der Wasserseite und ist mit zahllosen Cypressenbäumen gegen Neugierde geschützt. Wie Mancher, der sich in seiner Einbildungskraft wer weiß was für wunderbare Vorstellungen macht von der außerordentlichen Schönheit der darin eingeschlossenen Frauen und der morgenländischen fabelhaften Pracht und Herrlichkeit ihrer Wohnung, würde sich eben so bitter enttäuscht sehen, wie wir von der Pracht und dem Wunderbau des Serails enttäuscht worden sind, da wir nichts fanden, als Gärten, Höfe und Gebäude, die in unseren abendländischen Residenzen vielmal schöner zu sehen sind. Da wird uns erzählt, ein Tanzsaal enthalte neben vielen Spiegeln 2 Achatplatten, jede vierthalb Elle hoch und eine Elle breit, wie Spiegel polirt; der Badesaal des Sultans von rothem Marmor habe eine Einfassung von 35 Säulen; der Harem der Odalisken oder Kammerfrauen des Sultans sei 300 Schritte lang und es wohnten soviel Sclavinnen darin, als Tage im Jahre sind; jede habe einen roth und weiß angestrichenen Kasten, um ihre Kleider aufzubewahren; auf den Sopha's an den Wänden müßten immer 12 beisammen schlafen. Ei, das sind rechte Herrlichkeiten!

Aus dem Serail führen eine Menge Thore; das eine wird blos geöffnet, um die Leichname der im Serail Hingerichteten ins Meer zu werfen. Da giebts ein „Haus der Pein", von dem die in Ungnade gefallenen Großveziere sich sofort an den Ort ihrer Verbannung begeben mußten, u. dergl. Orte, die man in Europa sich gräulich ausmalt. Was wäre denn nun, wenn wir auch den schwarzen Mantel des Propheten sähen, den am 15. des Monats Ramasan jeder Hof- und Staatsbeamte küssen muß, und der in einer silbernen Kiste aufbewahrt wird; oder den Thron Mahmuds mit einer Silberplatte 7 Ellen ins Gevierte? Wir dürfen nur einen andern Palast des Sultans, der nicht bewohnt wird, vielleicht am Bosporus, uns besehen, der von Außen genau aussieht, wie das Serail, was sehen wir denn da? Im Erdgeschosse einen Saal, so lang wie das Gebäude, mit schwarzen und weißen Marmorplatten gepflastert, ohne Verzierung, ohne Möbel, mit einfach lichtgrauen Wänden. Im zweiten Stock wieder Säle und eine Menge Zimmer, mit Strohmatten belegt, statt der Thüren Vorhänge, ohne Möbel, Spiegel, Verzierung, nur in den Zimmern an den Wänden fortlaufende Sopha's, einige Kästen von Mahagoniholz, einige Spiegel, Rouleaux und Vorhänge. Da ist nichts zu spüren von den Schönheiten und den Reichthümern der europäischen Paläste, da giebts keine Gemälde, Uhren, Blumen, Flügel, Bücher, Schreibtische 2c. Alles ist leer; die Türken haben von diesem Allen nichts, nicht einmal Ofen oder Kamine. Bei kühler Witterung wärmen kleine, eiserne, kohlengefüllte, bedeckte Pfannen. Diese Leere zeigt eben, daß die Türken bis zum Höchsten hinauf Barbaren sind, die nur Sinnengenuß kennend, Badezimmer, Ruhepolster, kühle Säle und plumpes Geldaufhäufen kannten, daher die vollen Paläste, die sie bei der Eroberung vorfanden, zerstörten und nicht wieder zu füllen verstanden, sondern leer ließen, wie ihre Köpfe.

In Folge des Herumstreichens sind wir stark bestäubt und sehnen uns nach einem Bade, einmal um uns zu reinigen, dann aber auch, um zugleich die morgenländischen Bäder, auf welche man dort so viel hält, kennen zu lernen. Vor einem hohen Rundbau hält unser Lohndiener still, wir

sind zur Stelle. Durch eine teppichverhangene Thür treten wir in einen durch eine Menge Fenster in der Kuppel erleuchteten Saal, dessen Wände und Fußboden von Marmor sind, und um welchen rings herum Divan's oder Sopha's laufen. Hier sitzen in ziemlicher Wärme mehrere Männer in Decken eingehüllt oder nackt bis zu den Hüften. Türkische Knaben, geschorenen Hauptes und nackt bis zur Schürze, führen uns eine Treppe höher und helfen uns auskleiden. Geldbeutel, Uhren, Kleider ꝛc. nimmt ein Aufseher und verschließt sie in einen Schrank. Nun werden wir nackt, mit bloßer Schürze und angebundenen Holzsohlen hinab in einen zweiten, kleinen, ziemlich heißen Marmorsaal geführt. Auf die warmen, absatzartig erhöheten Marmorplatten müssen wir uns niedersetzen und werden nun einzeln, jeder von seinem Wärter, durchgeknetet, d. h. alle Muskeln werden gedrückt, gezogen, geschoben, gepreßt. Jetzt kommt Schweiß, wir legen uns auf die warme Marmorplatte, der Wärter arbeitet an uns fort. Wer noch ärger schwitzen will, wird nun in einen dritten noch heißeren Saal gebracht. Allein wir sind mit den zweiten Saal zufrieden. Nachdem wir tüchtig durchschwitzt sind, führt uns der Wärter neben einen Marmorsitz an einem der vielen Marmorbecken, die an der Wand angebracht sind, dreht einen Hahn auf, das heiße Wasser stürzt hervor, und der Wärter schüttet es lau in Fluthen über uns aus, seift uns dann tüchtig ein, nimmt einen groben Lappen und scheuert uns, daß wir fürchten, die Haut gehe fort, seift und wäscht von Neuem, ohne auf unser Schreien zu achten, bis er uns endlich wieder übergießt, daß das Wasser herabströmt. Dann trocknet er uns, packt uns in wollene Decken und schafft uns wieder in den ersten Saal, legt uns auf den Divan und biegt und drückt die Muskeln nochmals. Hierauf ruhen wir so lange, bis wir abgekühlt sind, erhalten unsere Sachen gewissenhaft zurück, kleiden uns an und gehen weiter. Die Hitze in diesen Sälen wird durch warme Kupferröhren bewirkt, die unter dem Fußboden hinlaufen, nicht durch Dämpfe, ist also auch in diesen hohen Marmorsälen nicht schwitzkastenartig drückend. Das Drücken und Ziehen und Kneten aller Glieder ist die Hauptsache. Jede Muskel verlangt zu ihrer Gesund-

heit zeitweise Uebung, diese bewirkt das türkische Bad, daher der Mensch nach demselben sich so außerordentlich wohl befindet. Man kann für 15 Ngr. seinem Körper keine größere Wohlthat erzeigen und muß es dankbar erkennen, daß die Sultane solche Bäder erbauen und erhalten, wodurch der billige Preis derselben allein möglich wird. —

Eine Pfeife Tabak und eine gute Tasse Kaffee dürfte uns nach solchem Bade wohl bekommen, daher richten wir unsere Schritte nach einem türkischen Kaffeehause, deren es in Stambul allein Tausende giebt, und von denen eins so ziemlich wie das andere, nur etwas mehr oder minder zierlich, eingerichtet ist. Hier in den Kaffeehäusern ist das ganze öffentliche Leben der Türken vereinigt. Theater, Konzerte rc. haben sie nicht, in ihren Häusern stecken sie wie in verschlossenen Festungen, gehen blos zu Geschäften aus, daher die Kaffeehäuser die einzigen Orte sind, wo sie öffentlich leben. Das Hauptzimmer, groß und geräumig, im Erdgeschoß und so hoch, daß keine Wohnung weiter darüber ist, hat nach der Straße, oder, wenn es Eckhaus ist, nach beiden Seiten hin keine Wand, sondern ist nur durch ein niedriges Holzgeländer mit Eingang von der Straße getrennt. An den Wänden ringsum befinden sich, wie in allen türkischen Zimmern, Divans mit Kissen, auf die sich die Gäste mit untergeschlagenen Beinen setzen. Am Schenktisch über einem Becken mit Holzkohlen wird der Kaffee gekocht. Das Kaffeewasser wird im Voraus mit Zucker süß gemacht, der gebrannte Kaffee zu Pulver gestoßen, hineingeschüttet, aufgekocht, in die Tassen gegossen und den Gästen in kleinen Tassen mit dem Satze, der die halbe Tasse füllt, gereicht. Er ist stark und schmeckt ausgezeichnet.

Zum Kaffee läßt der Raucher — und dieß sind wohl alle Türken — nie die Pfeife fehlen, daher bringen sie die Diener stets mit dem Kaffee, schon angezündet und selbst rauchend, um sie dem Gaste zu überreichen. Entweder ist die Pfeife ein Tschibuck, ein kleiner, runder, roththönerner Kopf ohne Deckel mit drei Ellen langem Weichselrohr, kugelförmigem Mundstück aus Bernstein, Glas, Horn rc., bei Reichen an den Aufsätzen unter

dem Mundstück mit Perlen und Edelsteinen verziert; oder es ist ein Nargile, eine Wasserpfeife. Ein birnförmiges Glasgefäß, flachbodig und zu zwei Drittheilen mit Wasser gefüllt, wird auf die Erde gestellt. Oben an der Flasche ist ein Stöpsel mit einem Loche und darauf wird der becherförmige Thonkopf mit Tabak befestigt. An der Seite hat die Flasche eine Oeffnung, in welche ein mehrere Ellen langes, ledernes Rohr gefügt wird. Der Raum zwischen dem Wasser und dem Tabak wird nur durch das Ziehen des Rauchers luftleer, der Rauch muß durchs Wasser gehn, wird abgekühlt und milder. Zur Wasserpfeife gehört persischer Tabak, noch stärker, als der türkische.

Da sitzen wir nun unter Türken mit weichem Kissen im Rücken, die Füße auf Schemel gestreckt, alle untereinander, Türken, Griechen, Perser, Araber, Europäer — selten fällt ein Wort, Alles raucht und giebt seinen Gedanken Audienz, wenn es Gedanken hat, sonst stiert es vor sich hin. Nur die Diener sind in Bewegung. Das ist das Leben in einem türkischen Kaffeehause. —

Wollen wir nun den Sclavenmarkt neben der Osmanmoschee schauen? Dürfen wir es? Früher durfte sich dort kein Europäer blicken lassen, jetzt hat es keine Gefahr mehr: Ein Bakschisch für den Wächter öffnet ein großes Thor in einen geräumigen Hof, von einigen Bäumen beschattet und rings umgeben von niedrigen Baracken. In diesen sind in der Tiefe verschließbare Zellen, die sich auf den Hof in hölzernen unter dem verlängerten Dache angebrachten Galerien öffnen. Der ganze Platz ist von Sclavinnen belebt, schwarzen, braunen, weißen, mehr oder minder bekleidet und verschleiert, alle aber guter Dinge, heiter und vergnügt. Sclavenhändler aller Farben und in malerischen Trachten gehen theils umher, theils rauchen sie den Tschibuck unter den Galerien. Woher kommt denn die Fröhlichkeit dieser Sclavinnen, deren Schicksal wir in Europa eben so sehr beklagen, wie das Loos der männlichen Sclaven? Ei, die Sclaven und Sclavinnen werden von den Türken, überhaupt im ganzen Morgenlande, äußerst mild behandelt, als Hausgenossen betrachtet und gut gehalten; Sclavinnen zumal, die daheim bei ihren Aeltern oft nur Noth und Elend

hatten, werden nicht selten von Großen und Reichen als Weiber gekauft, und gebären sie einen Sohn, so ist ihre Zukunft gesichert, denn vor seiner Mutter hat der Morgenländer lebenslang die größte Ehrfurcht, an der mancher Europäer sich spiegeln könnte. —

Wir haben daheim auch von Derwischen oder türkischen Mönchen gehört oder gelesen, sogar von tanzenden, und möchten sie schauen. Man darf aber nicht glauben, daß die türkischen Mönche zu solchen Entbehrungen und Gelübden sich verpflichten, die sie von der übrigen Menschheit entfernen, wie die christlichen. Manche wohnen allerdings in Klöstern beisammen, andere aber mit ihren Familien in der Stadt und finden sich nur im Kloster zu manchen gottesdienstlichen Handlungen ein. Gehen wir in ein solches Gebäude, von einem Hofe umschlossen! Am Thore steht ein Mann neben vielen und vielfarbigen Pantoffeln und Schuhen und nöthigt uns, die Stiefeln auszuziehen und in Strümpfen in das Heiligthum zu treten, in einen runden, lichten Saal nämlich, glatt gebohnt. In der Mitte stehen etwa ein Mandel Derwische in weiten, weißwollenen Gewändern mit eng anschließenden Aermeln, die wie Weiberröcke in unzähligen Falten auf die Füße und Sandalen herabfallen. Darüber hängt ein hellfarbiger Mantel von Merino, der Hals ist bloß, der Bart lang, der Kopf geschoren, und auf demselben tragen sie Filzhüte, genau von Gestalt und Farbe unserer umgestülpten Blumentöpfe. Es sind fast lauter kräftige, schöne Männergestalten, nur einzelne scheinen jünger. Der Vorsteher steht etwas abgesondert von ihnen. Jetzt knieen sie nieder und beugen den Oberkörper so zur Erde, daß das Gesicht den Boden berührt und bleiben eine Zeit lang in dieser Stellung. Dann halten sie einen feierlichen Umgang längs der Wände. Dann folgt ein Gesang, ohne Rhythmus, eintönig, klagend, weich, von einer Flöte oder Oboe, einer Geige und Pauke begleitet. Dann hält der Vorsteher einen Vortrag, von dem wir natürlich nichts verstehen, dann folgt wieder ein Umzug. Hierauf wird die Musik lauter, und auf den Wink des Vorstehers werfen die Derwische ihre Mäntel ab, stellen sich in einen Kreis und beginnen sich wie Kreisel zu drehen, aber dabei auch drehend noch einen Kreis zu beschreiben. Dieß

geschieht viermal; es soll das Drehen der Planeten um die Sonne, das viermalige Drehen aber die 4 Jahreszeiten darstellen. Keiner verliert das Gleichgewicht, keiner stößt den andern, nur an den Gesichtern sieht man die Aufregung, die steigende Betäubung und neben der Musik hört man das Rutschen der Füße am glatten Boden. Plötzlich auf ein Zeichen des Vorstehers steht Jeder fest an seiner Stelle; ein neuer Umgang beginnt, ein noch schnelleres und wilderes Drehen folgt. Endlich nehmen sie ihre Mäntel, hüllen sich darin, begrüßen den Vorsteher und gehen, wie andere verständige Menschen, nach Hause. Vater im Himmel, auf wie vielfache Weise sucht Dir die Menschheit ihre Verehrung zu beweisen! —

Es wäre doch eine Schande, in Konstantinopel gewesen zu sein, ohne den Sultan gesehen zu haben! Unser Dolmetscher berichtet, der Großherr werde am nächsten Tage in dem Hafen der Kanonengießerei landen und von da in die nahe Moschee gehen. Also die Zeit nicht versäumt! Im Hofe stand etwa ein Bataillon Fußvolk und am Ufer eine Batterie Sechsunddreißigpfünder. Einige Pascha's und Minister, die ihren Herrn erwarteten, nebst einigen Fremden sind die einzigen herumgehenden Personen, draußen am Meere liegt noch ein mit mehreren hundert Flaggen und Wimpeln aufgeputztes Kriegsschiff. Jetzt tönt ferner Kanonendonner, der Sultan fährt eben von seiner Sommerresidenz am Bosporus ab. Bald kommen einige weiße, vergoldete Kähne, jedes von 12 kräftigen Ruderern pfeilschnell getrieben. Krach! tönen die Begrüßungsschüsse aus den schwersten Geschützen des Kriegsschiffes, daß ein tausendfacher Wiederhall zurückprallt von den Höhen zweier Welttheile. Krach! brüllen die Sechsunddreißigpfünder am Ufer, der Parademarsch der Regimentsmusik und das tausendstimmige Vivatrufen des Volkes vor den verschlossenen Gittern des Hofes fällt ein, der Sultan landet, er erhebt sich von seinem purpurnen Kissen unter dem mit Diamanten und Gold gestickten Baldachin und schreitet, von einem Diener begleitet, ans Ufer.

Der jetzige Sultan ist eine große Gestalt mit dunkelm Haar, vollem, fleischigem, aber blassem Gesichte, worin sich Gutmüthigkeit, aber auch Schlaffheit und Erschöpfung

abbildet. Geboren den 30. April 1823 ist Abdul-Medschid gegenwärtig erst 35 Jahre alt, doch die beste Kraft des Lebens scheint an ihm dahin. Er trägt schwarze, glanzlederne Stiefeln, weiße, europäische Pantalons, einen bis an's Knie reichenden, dunkelblauen Tuchrock mit steifem Kragen, auf dem Kopfe das Fes mit blauseidener Quaste. Ueber den Rock den Tuchmantel hängend, ohne allen Schmuck geht er lang- und mühsam, schleichend, ein wenig nach vorn gebückt, zur Moschee. Nach drei Viertelstunden kommt er eben so wieder zurück, steigt in seinen Kahn, die Kanonen donnern auf's Neue, der Beherrscher des Morgenlandes ist entschwunden.

Besuchen wir nun jenseits des goldenen Horns die Städte Pera und Galata, die europäischen Städte mitten unter den Türken, vollkommen unabhängig von der türkischen Regierung, ohne alle Abgaben, nur den Gesandten ihres Vaterlandes untergeordnet. Welcher Staat in Europa ließe es sich denn gefallen, wenn mitten in demselben, unmittelbar neben der Hauptstadt 120,000 Fremde unter fremdem Schutze ohne Abgaben wohnen wollten? Nur die gutmüthigen Türken leiden so etwas. Und von welcher Sorte sind diese Fremden großentheils? Allerdings sind darunter viele wackere Kaufleute, Handwerker, Beamte, abgesehen von den Gesandten der europäischen Mächte und ihren Leuten. Aber ein guter Theil dieser Städtebewohner ist auch der Auswurf des europäischen Gesindels, Griechen von den Inseln, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche, Landstreicher und Bummler, Gauner, Diebe, Räuber und Mörder sammt zwei-, drei- und vierdeutigem weiblichem Gesindel in den abscheulichsten Höhlen der Unzucht und Völlerei. Die Städte selbst sind, die Paläste ausgenommen, nicht besser als drüben in Stambul, die Straßen nicht ein Haar anders, voll Schmutz und Hunde, ohne Beleuchtung, wie dort, die Gewölbe und Kaufläden den europäischen nachgeahmt, aber weit zurückstehend, die Quartiere sündentheuer. Bettelleute in Unzahl halten jeden Leidlichgekleideten an. Die Bildung dieser Europäer ist auch nicht weit her. Im Winter haben sie ein Theater, es ist aber auch darnach. Eine Seiltänzergesellschaft, die bei uns in der kleinsten Stadt nicht befriedigte, entzückt

ganz Pera. Bücher, Zeitungen, Musik 2c. fehlen. Was ist da zu sehen? Hinaus in die paradiesische Natur, an den Bosporus!

In einem Kaik oder türkischen Boote schwimmen wir die reizende Wasserstraße entlang, die zwei Welttheile scheidet, zwei Meere verbindet, eine vielfach gekrümmte Schlangenlinie, oft eine Viertelstunde, oft drei Viertelstunden breit, an der, namentlich auf europäischer Seite, fast Ort an Ort entweder den Halbkreis einer Bucht mit hellleuchtenden Gebäuden umkränzt, oder im Winkel den Fuß eines Vorgebirges wie eine Perlenschnur einfaßt. Dazwischen schimmern liebliche Landhäuser, von Gärten, Hainen und Weinbergen umgeben, während alte Burgen und Ruinen die Berggipfel malerisch krönen, zu denen hinauf durch enge Schluchten zuweilen Wälder von Pinien, Platanen und Cypressen düster-prächtig emporstreben, während murmelnde Quellen und schäumende Gießbäche ungeduldig ihre Fluthen hinab in's Meer stürzen. Unbeschreiblich ist der Zauber, den hier in aller Farbenpracht die Natur verschwenderisch über Himmel, Erde und Land ausgegossen hat!

Kaum haben wir Stambul im Rücken, so erscheinen, während wir durch ein Mastengewimmel auf- und absegelnder Schiffe beugen, links auf der europäischen Seite die Sommerpaläste des Sultans und die Paläste der Sultanin-Mutter, rechts das asiatische Serail des Sultans, ein schönes, zweistöckiges Gebäude mit prächtigen Gärten. Immer mehr Lusthäuser und Paläste des kaiserlichen Hofes treten an das Gestade. Jetzt kommen feste Schlösser mit gewaltigen Thürmen und Mauern, bestimmt, den Bosporus gegen russische Flotten zu sperren, neben welchen das anmuthige Thal von Bebek mit Palästen und Landhäusern im Halbkreise sich erhebt. Weiter hinauf kommen andere reizende Buchten, darunter die von Hunkiar-Iskelessi, wo die russische Uebermacht den Vertrag von 1833 auswirkte, der allen Kriegsflotten das schwarze und das Marmormeer verschloß, der aber 1856 durch den Pariser Frieden wieder vernichtet wurde. Jetzt kommen wir an das wundervolle Thal von Bujukdere (Deutsch Großthal), dessen Matten im üppigsten Grün prangen, wo die europäischen Gesandten zwischen

Oleanderhainen, Myrthen- und Pomeranzenterrassen, Kastanien- und Wallnußwäldchen, Platanen, Feigen, Cypressen und Weinbergen sich überreizende Wohnungen erbaut haben. Gegenüber, auf asiatischer Seite sitzt, wie ein lorbeerumlaubter Riese, der Riesenberg am Strande, der höchste Punkt des Bosporus, und streckt zwei Vorgebirge als seine Füße in die kühle Fluth. Von diesem Berge genießen wir eine prächtige Aussicht über den Bosporus und in das schwarze Meer. Wenn einst der unermeßliche Reichthum der Küstenländer dieses Meeres durch freien Handel mit dem Abendlande seinen Abfluß findet, dann wird dieses Meer nicht mehr das schwarze, sondern, wie sonst, das gastfreie Meer, Pontus Euxinus, heißen. —

Die vierte Stadt von Konstantinopel, die asiatische Vorstadt Scutari jenseits des Meeres, darf unserer Beobachtung auch nicht entgehen. Ein Kahn führt uns rasch hinüber, nachdem die Fahrt auf dem Bosporus beendet ist und wir wieder in Stambul gelandet sind. In Scutari scheinen viele Beamte und reiche Türken zu wohnen, während drüben in Stambul mehr Handwerker und Kaufleute sitzen. Auf der Straße, die durch die Stadt zum Berge Burgurlu führt, auf dem sich der große, berühmte, türkische Kirchhof befindet, und die weiterhin als Karavanenstraße nach Syrien, Bagdad und Persien von vielen tausend Kameelen betreten wird, begegnen uns Wagen mit Ochsen bespannt, deren Knarren und Pfeifen wir schon von weitem hören, da der Türke nie einen Wagen schmiert. An dem Wagen ist nicht ein Stückchen Eisen, die Ochsen schieben an einem Querbalken der Deichsel.

Nachdem wir die Aussicht von Burgurlu über Konstantinopel und seine paradiesischen Umgebungen genossen, gehen wir hinab in die Cypressen-Thalschlucht, wo der Kirchhof von Scutari beginnt. Er ist größer, als diese Stadt von 60,000 Menschen. Zwischen den Cypressen stehen zahl- und regellos dicht die Leichensteine, jeder von weiß-grünem Marmor, 2 Ellen hoch, eine halbe Elle breit, zwei Zoll stark. Wie Stäbe sind sie in die Erde gesteckt und bedecken beinahe das ganze grüne Feld unter dem Cypressenwalde. Die Gräber sind nicht

sargartig erhöht, wie in Deutschland, die einzelnen Gräber erkenntlich, sondern flach ist Alles, wie auf einem Felde. Wo ein Leichenstein oben in einem Turban endigt, da liegt ein Mann. Die meisten haben Inschriften, wenige Verzierungen. Grabgewölbe für einzelne Familien giebt es nicht, Hoch und Niedrig, Reich und Arm liegt unter der grauen Erde neben einander, die Steine für Beide sind gleich, wie die Asche, zu der sie geworden sind. Selbst die Cypressen stehen regellos, bald dichter, bald lichter. Das ist der größte und gesuchteste Kirchhof von Konstantinopel; hieher lassen sich die Türken am liebsten begraben. —

So hätten wir denn die Hauptstadt des türkischen Reiches, ihre Umgebungen und mit diesem Allen gelegentlich türkische Sitte, türkisches Staatswesen und die Türken selbst durch eigene Anschauung kennen gelernt; so daß wir ein Urtheil darüber gewinnen. Dies fällt dann freilich anders aus, als das bei uns gewöhnliche, verbreitete. Wahr ist's, die Türkei sammt ihrem Staatswesen steht hinter den anderen europäischen Staaten zurück. Während bei uns durch die Entdeckungen in den Naturwissenschaften und die darauf gebauten Maschinen, Fabriken und Verkehrsmittel der Nationalreichthum unermeßlich stieg, die stehenden Heere, die festen, geregelten Abgabensysteme, Polizei 2c. sich außerordentlich ausbildeten und die Macht der Regierung vergrößerten, mußte erst die Eroberungslust der Türken an diesen neuen Gewalten des Abendlandes sich brechen; und als diese endlich merkten, welche Gefahr ihnen nun drohe, suchten sie seit dem vorigen Sultan, der vor 30 Jahren die Janitscharen vernichtete, ein europäisches Heer schuf, das Steuersystem verbesserte und eine Centralbehörde zu schaffen bemüht war, dieselben Mittel für ihre Macht zu benutzen. Damit sind sie freilich noch nicht weit, aber was sind denn im Leben der Völker 30 Jahre? Wie weit ist denn Rußland seit etwa 150 Jahren, seitdem der große Peter zu reformiren angefangen hat? Und wo hat ein Land seit dem Beginne seiner Verbesserungen mit so viel in-

nern und äußern Feinden zu kämpfen gehabt, als die Türkei?

Betrachten wir das Volk selbst! Die Türken sind fast ohne Ausnahme schöne und kräftige Männergestalten, Krüpel und Schwächlinge äußerst selten. Die Frauen können wir zwar weniger beurtheilen; aber solche kräftige Männer können doch nur von kräftigen, gesunden Frauen abstammen. Wie steht es dagegen bei unserer Männer- und Frauenwelt? Und der Grundzug des türkischen Charakters? Mäßigkeit im Essen und Trinken, Maßhalten durchgängig. Dabei sind sie, trotz des sprichwörtlichen Schmutzes ihrer Städte, reinlich; der Anzug kann zerrissen sein, den sie nicht flicken, aber rein ist er stets, selbst bei den niedrigsten Klassen. Ihr häufiges Baden schützt vor ekelhafter Ausdünstung; ihre Sittsamkeit bewahrt sie vor unzüchtigen Worten und Geberden, die man bei uns leider! und zu häufig findet. Die Rechtlichkeit des türkischen Kaufmanns ist bekannt, er schlägt keinen Pfennig vor, verkauft nur ächte, gute Waare. Wie stehts dagegen bei uns, die wir Christen sind? Die türkische Gastfreiheit und Dienstfertigkeit, die ohne Worte und vieles Aufsehen die Bewirthung des Gastes, die Sorge für jede Bequemlichkeit des Fremden als selbstverständlich ansieht, wie sticht sie ab gegen die ekelhafte Gewinnsucht und die erbärmliche Selbstsucht, die sich bei uns nicht selten breit macht! Und die schönste Tugend der Türken — die Duldung — o daß wir sie uns aneigneten! Wohl will er sich in seinem Gottesdienste nicht stören lassen durch Neugierige, und wer möchte ihm dies verargen? Aber in keinem Lande der Welt ist die Religion so frei, wie in der Türkei. Das beweist das Zusammenleben aller möglichen Glaubensbekenntnisse in der Türkei, das bestätigte selbst der in Berlin versammelt gewesene evangelische Bund. Jeder lebt, wie es ihm gefällt, keine Polizei, kein Gassenbubenspott stört ihn, keine Kleidung erregt Aufsehen, kein Thun und Gebahren Lachen oder Spott. Und hiermit steht die große Sicherheit des Fremden in der Türkei zusammen. Alle Reisende, welche die Türkei durchwandert haben, sind hierüber einstimmig. Wann und wo Reisende angehalten oder bestohlen wurden, da war es

von sogenannten Christen, Albanesen, Bulgaren, Juden, Zigeunern ꝛc.; wenn Christen in der Türkei je belästigt und verfolgt wurden, da lag die Schuld sicher an dem Gesindel, welches in Constantinopel ꝛc. den Christennamen schändet.

Auch die Verträglichkeit dieses Volkes könnten und sollten wir uns zum Muster nehmen. Die Hunderte von Kahnschiffern, Lastträgern ꝛc. schimpfen nie einander, noch weniger haben wir unter ihnen eine Prügelei bemerkt, obwohl sie stündliche Concurrenten sind. Der Ernst, die Ruhe, das gesetzte Wesen, der Stolz der Türken läßt solche Gemeinheiten und Rohheiten eben so wenig zu, wie das kriechende, schmeichelnde, niederträchtige Benehmen, welches uns in Europa bei Hoch und Niedrig so anekelt; das Gefühl seiner Würde und die daraus hervorgehende Ruhe des Geistes begnügt sich mit wenigen, einfachen Gedanken, die ihn erfüllen, so daß er nicht, um die Zeit todtzuschlagen, Karten, Bälle, Theater ꝛc. nöthig hat. Dasselbe Gefühl schützt ihn auch gegen die Putzsucht. Seine Tracht ist stets dieselbe malerische, ohne Flitterstaat, besondern Schnitt und Modenwechsel, sondern einfach. Selbst die Tracht der Frauen ist außer dem Hause stets dieselbe bei Arm und Reich.

Diesen vielen Tugenden, zu denen wir noch Sinn für Naturschönheit rechnen müssen, und die wir uns alle zum Muster nehmen wollen, gegenüber fehlt es den Türken freilich auch nicht an Fehlern. Der Trieb zur Thätigkeit scheint bei ihnen nur sehr schwach. Der Ackerbau steht auf einer sehr niedrigen Stufe; das milde Klima läßt jährlich zwei Ernten zu, aber man bewässert den Boden nicht. Die Handwerker sammt ihren Werkzeugen, Verfahren und ihren Waaren sind noch weit zurück, Maschinen kannten sie bis vor Kurzem noch nicht. Die Türkei könnte mehr Seide bauen, als Frankreich und Italien zusammengenommen; aber die Türkei baut nur wenig, wenn auch vortreffliche Seide und ihre seidenen Zeuge sind schlecht gewebt und gefärbt. Ebenso zurück bleibt der Türke in der Schifffahrt.

Derselbe Mangel an Thätigkeit verursacht auch den großen Mangel geistiger Ausbildung. Die Kinder lernen zwar in Elementarschulen lesen, vergessen es aber

später wieder fast Alle, da die Fortübung fehlt. Alles, was bei uns den Menschen geistig fortbildet, Vorlesungen, öffentliche Verhandlungen, Theater, Predigten — fehlt dort gänzlich, ebenso, wie schon erwähnt, Bücher und Zeitungen. Ebenso fehlt aller Kunstsinn. Abbildungen in Farben und Stein untersagt der Koran, Sinn für Musik ist nicht vorhanden; die Baukunst liegt im Argen, die Moscheen sind Nachahmungen der griechischen Kirchen, die Paläste des Sultans ein verworrenes Gemisch aller Baustyle. Es leuchtet ein, daß durch diesen Mangel an Thätigkeit aller Art die Verbesserungen der Regierung sehr erschwert werden.

Und hiermit, lieber Leser und Reisegefährte, sei denn das Bild der türkischen Hauptstadt, ihrer Umgebung und ihrer Bewohner, welches wir in kurzen Umrissen zu zeichnen versucht haben, beendet. Wir haben Vieles anders und besser gefunden, als wir nach früherem Hörensagen glaubten. Diese Erfahrung aber wirst Du an allen fremden Orten machen, Vorurtheile und Aberglaube pflanzen sich ja wie eine ewige Krankheit fort, und je weniger Einer von der Welt gesehen hat, für desto klüger hält er sich, für desto vollkommener seine Heimath. Kein Volk, kein Staat, keine Staatseinrichtung ist an sich gut und schlecht; überall, allüberall aber, in allen Staaten, unter allen Völkern der Erde bleibt das Wort wahr: Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben.

IV. Ararat und Kaukasus.

Der Euphrat und Tigris haben ihre Quellen in Armenien, einem Lande, welches mit hohen Gebirgen bedeckt ist, die durch hochgelegene Ebenen von einander getrennt sind. Der höchste unter den Bergen Armeniens ist der aus der Geschichte der Sündfluth bekannte Berg Ararat; er hat zwei durch ein grünes Thal getrennte Gipfel, einen höhern und einen niedrigern, die man den großen und den kleinen Ararat nennt. Der große Ararat ist über 16,000 Fuß hoch, also noch über 1500 Fuß höher als der höchste Berg Europa's, der Montblanc; er ist immer, auch im höchsten Sommer, mit Schnee und Eis bedeckt, und dieses Schneefeld, welches man in weiter Ferne schimmern sieht, reicht fast 3000 Fuß von der Spitze hinab. Der kleine Ararat ist beinahe 4000 Fuß weniger hoch, aber doch immer noch so hoch, wie der höchste Berg der Tyroler Alpen, die Ortlesspitze, doch ist im hohen Sommer kein Schnee darauf. Im Norden und Süden des Ararat liegen große Ebenen, aus denen er sich majestätisch erhebt. Er galt immer bei den Bewohnern des Landes als unersteigbar, und verschiedene mißglückte Versuche bestärkten sie in diesem Glauben, zumal es nicht an Sagen fehlte, die dies beweisen sollten. So erzählte man, ein Mönch, der sich lange abgemüht, den Berg zu ersteigen, sei jede Nacht wieder an die Stelle zurückgerutscht, von wo er am Tage hinaufzuklettern versucht habe; endlich habe ihm ein Engel zum Lohn für seine vergebliche Bemühung ein Stück

der Arche Noah's gegeben, und er habe dann die noch dort befindliche Kirche gebaut, neben welcher ein alter Weidenbaum steht, der aus einem Brette der Arche Wurzel geschlagen haben soll. — Trotzdem unternahm im Herbste des Jahres 1829 der russische Reisende Parrot die Ersteigung des Berges. Am 12. September stieg er in Begleitung eines Studenten, eines Kosaken und eines Jägers von einem Kloster im Thale an hinauf. Der Kosak erlag unterwegs der großen Hitze und mußte zurückbleiben. Abends 6 Uhr erreichten sie zwischen Felstrümmern die untersten Schneeflecken. Die Nacht brach ein, das Thermometer fiel auf den Gefrierpunkt und der Jäger wurde in seiner Sommerkleidung ganz muthlos. Am 13. September mit der Dämmerung wurde weiter die östliche Seite des Berges emporgestiegen, und man war bald am Abhange, der sich unmittelbar vom Gipfel herabzieht. Hinter Rasenhügeln war man in eine Gegend voll Klüfte gekommen, zwischen welchen sich Gletscher herabsenkten. Der erste Felskamm wurde glücklich überschritten und dann auch der darauf folgende schöne Gletscher. Auf der Höhe des zweiten Felskamms angelangt, verlor auch der Jäger, der noch von der kalten Nacht erstarrt war, den Muth weiter zu steigen. Nur der Student blieb bei der wachsenden Beschwerde noch Parrots einziger Gefährte. Der zweite Gletscher wurde glücklich überstiegen und der dritte Felskamm erreicht. Dieser wurde schräg aufwärts überklettert, und hinter demselben der untere Rand der Eisrinde erreicht, die von hier nun ohne Unterbrechung zum Gipfel hinanzieht. Nun ging es den ewigen Schneekegel selbst hinan, und zwar, da das Aufsteigen in gerader Richtung unmöglich war, schräg aufwärts zu einem langen Felskamm, der sich sehr hoch an den Gipfel hinanzieht. Man hieb sich Tritte mit den Eisstöcken ein, erreichte den Felskamm und zog neben ihm, wo sich der frische Schneefall etwas tiefer auf dem Eise angehäuft hatte, gerade aufwärts zum Gipfel. Die Anstrengung war groß, die Zeit schon bis 3 Uhr vorgerückt; doch lag der Gipfel noch fern, hoch und klar vor dem Auge. Die wenigen noch übrigen Stunden hätten bei fortgesetztem Ansteigen doch nur mit dem Dunkel anzukommen erlaubt; Schutz unter Felsen

und Lebensmittel fehlten. Man wußte nun wenigstens mit Sicherheit, daß der Berg von dieser Seite nicht unersteiglich war. Die beiden Reisenden beschlossen umzukehren; indem sie aber auf dem Eise hinabglitten, fielen sie und rutschten unwillkürlich und immer schneller, zuletzt besinnungslos hinab, bis sie am unteren Rande des Gletschers blutrünstig, zerschellt und zerstaucht noch von Felstrümmern aufgehalten wurden. Die Instrumente, die sie mitgenommen hatten, waren zerschmettert, alle Sachen aus den Taschen geschleudert, doch kamen sie glücklich genug noch mit dem bloßen Schrecken davon. Ziemlich gesammelt kletterten sie nun die Klippen hinab bis zu der Grasgegend, wo der Jäger sie erwartete und von dem gesammelten Gestrüpp das Nachtfeuer angezündet wurde. Am Morgen des dritten Tages kehrte man um 10 Uhr zum Kloster zurück, wo ein gutes Frühstück nach solcher Strapaze die Wanderer labte. Das erlebte Unglück wurde als Geheimniß bewahrt, denn die Leute hätten es nur als eine gerechte Strafe Gottes für den Frevel, den Berg ersteigen zu wollen, gedeutet, und jeder fernere Versuch wäre dadurch unmöglich geworden.

Parrot hatte aber dadurch den Muth nicht verloren; den 18. September versuchte er die Ersteigung zum zweiten Male mit mehr Begleitern, mit Lastthieren und Proviant und einem sechs Ellen hohen Kreuze von Tannenholz, welches vom Priester eingesegnet war und oben aufgepflanzt werden sollte, versehen. Man stieg auf Viehpfaden den nordwestlichen Abhang hinan, welcher zwar länger aber weniger steil war als der östliche. Anfangs war der Boden noch mit verdorrtem Grase und wenigen blühenden Kräutern bedeckt, dann kam die steinige Gegend, die sich unterhalb der Grenze des ewigen Schnees rings um den Berg zieht und aus lauter großen und kleinen Trümmern von dunkelm Gesteine besteht, welches bald rauhe Mauern bildet, bald zackige Dämme mit dazwischen liegenden engen Schluchten, die mit Eis gefüllt sind. Hier führte nur noch ein schmaler Viehpfad der Heerden, die im Sommer bis hieher ihr Futter suchen, zu einer großen, mit Gras bewachsenen Wiese gleich einer Schweizeralpe. Weiter konnten die Pferde nicht kommen, sie wurden mit ihren Führern zurückgeschickt. Man konnte

hier eine stärkende Suppe kochen, weil Viehdünger hinreichendes Brennmaterial gab. Ueber öde Felsen kam man an einen halb mit Trümmern und Sand von Lava (denn der Ararat ist einst ein Vulkan gewesen) bedeckten Gletscher, und dann an die Schneegegend. Bis dahin hatten Ochsen den Holzvorrath geschleppt, und man nahm hier das Nachtquartier. Das Nachtlager bei geringem Feuer war kalt. Am folgenden Morgen, bei anderthalb Grad unter dem Gefrierpunkt, setzte man sich wieder in Marsch. Nach zwei Stunden war die ununterbrochene Schnee- und Eisfläche erreicht. Der Weg bis dahin voll sehr steiler und scharfer Felsblöcke konnte nur mit Händen und Füßen überklettert werden, zumal der Transport des Kreuzes seine Schwierigkeit hatte; die jedoch der heilige Eifer eines der armenischen Bauern überwand. Mit heiligem Schauer betrat man jetzt den ewigen Schnee; anfänglich war ziemlich leichtes Fortkommen, weil die Steilheit mäßig war und eine Lage frischen Schnees das Gehen erleichterte. Die wenigen Querspalten im Eise waren schmal und leicht zu überschreiten. Aber schon nach wenigen hundert Schritten wurde es sehr steil, und es mußten Stufen in das Eis gehauen werden. Darauf führte ein nur mäßig ansteigender Abhang auf eine fast wagerechte Schneefläche, die einen Hauptabsatz an dieser Seite des Ararat bildet. Bis dahin gelangt, erhob sich ein furchtbarer Wind. Noch drei Stunden waren allem Anscheine nach zur Erreichung des Gipfels nothwendig, aber Schneegestöber zu erwarten. Hier sollte das mitgebrachte schwarze Kreuz aufgerichtet werden, auf einer so ausgewählten Stelle, daß es, durch die dahinter liegende weiße Schneewand gehoben, von der in der Ebene liegenden Stadt Eriwan aus gesehen werden konnte. In ein in das Eis zwei Fuß tief eingehauenes Loch wurde dasselbe eingepflanzt, mit Eisstücken befestigt, mit Schnee ummauert, so daß es die Fläche gegen Eriwan richtete. Die Mittagsstunde war indeß vorübergegangen, der Himmel verdüsterte sich, mit Hülfe der Eisstufen kam man glücklich hinab zu der Wiese, die nun wie ein Paradies erschien. Der feuchte, reichlich fallende Schnee wurde im Nachtlager am wärmenden Feuer leicht ertragen, und am dritten Tage Morgens um 10 Uhr hatte man das Kloster am Fuße des Berges glücklich wieder erreicht.

Parrot gab aber darum seine Bemühungen, das Ziel endlich zu erreichen, nicht auf. Das Wetter heiterte sich wieder auf, es wurde ruhige Luft; das Getöse herabstürzender Eis- und Felsmassen wurde seltener. Zum dritten Male wurde die Ersteigung am 26. September in Begleitung von fünf Bauern, zwei Kosaken und drei Lastochsen unternommen. Alles kam darauf an, gleich am ersten Tage dem Gipfel so nahe als möglich zu kommen, um ihn am Morgen des zweiten Tages so früh als möglich erreichen zu können. Man ritt den ersten Tag bis in die Nähe der schon erwähnten Wiese und schickte von da die Pferde zurück. Schon vor zwölf Uhr war dieser Punkt erreicht; dann stieg man mit den Lastochsen weiter bis zu den letzten Felswänden, ließ hier auch diese zurück, und belud sich selbst mit den Kleidern und dem Holze. Halb 6 Uhr Abends war man der Schneegrenze schon ganz nahe; hier wurde wegen der größern schützenden Felsmassen das Nachtquartier gewählt; das wärmende Feuer und eine stärkende Zwiebelsuppe kräftigte die ermüdeten Glieder; der Abend war ungemein schön bei 4½ Grad Wärme. Mit der Morgendämmerung des folgenden Tages war der letzte Trümmerabhang in einer halben Stunde überstiegen, die Schneegegend erreicht. Gleich von Anfang mußten Stufen in das durch das Schmelzen und wieder Gefrieren des Schnees entstandene Eis eingehauen werden, was nicht ohne Ermüdung geschehen konnte; schon hier blieben die Bauern ganz erschöpft zurück. Um 10 Uhr war man auf der großen Schneefläche und erblickte das schwarze Kreuz in geringer Entfernung. Nur ein kürzerer aber auch steilerer Abhang als der zurückgelegte war zu überwinden, und zwischen ihm und der äußersten Kuppe schien nur noch eine kleine Erhöhung zu liegen. Aber nichts täuscht das Auge mehr als die scheinbare Nähe in solchen Höhen. Mit Hülfe von Stufen überstieg man den ersten steilsten Abhang und die nächste Erhöhung; nun aber, statt nahe am Ziele zu sein, stellte sich dem Blicke eine ganze Reihe von Hügeln dar, die sogar den Gipfel selbst verdeckten. Doch wurden sogleich einige dieser Hügel ohne Aufenthalt überschritten; da wehte Gipfelluft. Ich trat, sagt der unermüdete Parrot, hinter einem der Schnee-

buckel des Abhanges hervor und — der äußerste Kegel lag vor mir. Nur noch eine Eisfläche war mittels der Stufen zu ersteigen, und wir standen eine Viertelstunde nach 3 Uhr, wirklich auf dem Gipfel des Ararat. Eine kurze Ruhe auf dem Mantel war oben nothwendig auf der schwach gewölbten, fast kreisförmigen Fläche von etwa 200 Schritt im Umkreis, die am Rande nach allen Seiten ziemlich steil abfällt. Dies ist das starre von ewigem Eise gebildete Silberhaupt des Ararat. Eine weite Aussicht eröffnete sich hier vor dem erstaunten Blicke, aber in so ungeheuren Abständen, daß nur die größern Massen zu unterscheiden waren; man überblickte nach allen Seiten die Ebenen, Bergketten, Thäler und Seen von Armenien. Nach einer Stunde Verweilens auf dem Gipfel wurde der mühsame Rückweg angetreten und um halb 7 Uhr das Nachtlager erreicht. Am folgenden Tage schon um halb 9 Uhr traf man auf der Wiese bei den Lastthieren und zur Mittagsstunde wieder im Kloster ein.

Armenien, ein sehr fruchtbares Gebirgsland, liegt noch südlicher als Neapel, und doch welch ein Unterschied im Klima! im Winter ist es selbst in den Ebenen kälter als in Königsberg in Preußen, während allerdings im Sommer eine drückende, trockene Hitze eintritt. Darum ist der Anblick, welchen das Land darbietet, je nach der Jahreszeit sehr verschieden; manche Theile sind im Februar und März noch ganz mit Schnee bedeckt, dann folgt aber im Mai und Juni eine so bedeutende Hitze, daß im Juli das Getreide reif ist und eingeerntet werden kann; darauf kommt die trockene Zeit, wo das Land völlig ausdorrt, und während vorher alles im schönsten Grün prangte und Tausende von Quellen Gräsern und Kräutern reichliche Nahrung gaben, erblickt man keinen Grashalm mehr, alles ist vertrocknet und verbrannt, und das Land gleicht in vielen Gegenden einer endlosen Wüste.

Am Ararat stoßen die Gebiete dreier Reiche zusammen, von Rußland, der Türkei und Persien. Die wichtigste türkische Stadt in Armenien ist Erserum, welches mehr nach Westen zu in einer weiten, rings von hohen Bergen umgebenen Ebene an einem der Bäche

liegt, die durch ihren Zusammenfluß den Euphrat bilden. Diese Ebene liegt mehr als 5000 Fuß über dem Meere, also so hoch wie die Spitze der Schneekoppe im Riesengebirge, und daher erklärt sich die große Kälte, die hier im Winter herrscht. Die Stadt hat wie alle diese orientalischen Städte nur wenige schöne Gebäude; die bessern Häuser sind aus rohen Steinen fest gebaut und haben ganz flache Dächer, die mit grünem Rasen bedeckt sind und so eine Art Garten bilden, in welchem man sogar die Schafe gräsen läßt, wenn nicht etwa der Wind so heftig ist, daß die Thiere in Gefahr sind heruntergeblasen zu werden. Die Wohnungen der ärmern Einwohner sind aber theilweise unterirdisch, und gleichen eher den Aufenthaltsorten von Thieren als von Menschen, so daß man oft zweifelhaft sein kann, ob man ein Haus oder irgend einen zufällig zusammengeworfenen Erd= oder Steinhaufen vor sich hat. Die Leute suchen sich dadurch hauptsächlich gegen die Winterkälte zu schützen; denn das Holz ist selten und theuer, da es auf zwanzig Meilen im Umkreise gar keine Wälder giebt; das Kochfeuer selbst wird mit getrocknetem Kuhmist oder klein geschnittenem Stroh unterhalten. Eigenthümlich sieht die Stadt mit ihren flachen Dächern im Winter aus, wenn alles mit hohem Schnee bedeckt ist; oft ist dann ein schöner, blauer Himmel vorhanden und die Sonne scheint rein und klar, aber ihre Strahlen haben keine Wärme, und bringen nur durch den schimmernden Wiederschein des Schnees in den Augen ein unangenehmes Gefühl hervor, ja blenden diese oft so sehr, daß Blindheit davon die Folge ist. Die Kälte ist zuweilen so streng und die Luft so scharf, daß sie Blasen im Gesicht erzeugt, ganz denen gleich, die durch große Hitze hervorgerufen werden; bei denen, die einen Bart haben, bilden sich kleine Eiszapfen um den Mund, die mit ihren Spitzen zusammenfrieren und es schwer machen, den Mund zu öffnen, so daß man nicht eher im Stande ist, einen Gruß zu erwidern oder auf eine Frage zu antworten, als bis der Bart wieder aufgethaut ist. Die Häuser in den Dörfern der Umgegend wie überhaupt in Armenien sind von denen in den Städten wenig verschieden, nur gewöhnlich noch erbärmlicher.

Die Art und Weise wie ein Haus gebaut wird, ist

folgende: Zuerst wird der Umfang umstochen und dann der ganze eingeschlossene Raum ungefähr bis zu einer Tiefe von fünf Fuß ausgegraben. Ein Theil von 25 bis 50 Ellen Länge und Breite wird gleich für den Viehstall, den wichtigsten Theil der ganzen Wohnung, abgeschieden. Nun hat man sich schon früher aus weiter Ferne einige Bäume angeschafft und die Stämme in Stücke von 4 bis 5 Ellen, der gewöhnlichen Höhe der Zimmer, geschnitten. Diese Stücke dienen dazu, das Dach des Stalles zu tragen, und werden zu diesem Zwecke in zwei bis vier Reihen eingeschlagen. Die stärksten Aeste legt man, wie sie sind und ohne sie vorher zu behauen, kreuzweise als Balken von Pfeiler zu Pfeiler, darüber breitet man nun wiederum die dünnen Aeste und endlich das Reisig, bis sonach der ganze Baum verbraucht ist. Auf das Reisig streut man Erde und tritt sie möglichst fest, zuletzt legt man die Rasenstücke darüber. Rund um den Stall werden ohne bestimmte Ordnung kleine Räume angelegt, die ebenfalls, wenn sie irgend einen Umfang von Bedeutung besitzen, ebenso wie der Stall mit Pfeilern gestützt werden. In größern Häusern hat man oft zwei Ställe. Der Raum, welchen das Haus eines Reichen einnimmt, ist daher in der Regel sehr bedeutend. Die kleinen Zimmer werden durch Mauern aus rohen Steinen von einander und von dem Stalle geschieden und ganz einfach mit Lehm oder Schlamm ausgekleidet. Diese Räume dienen zum Theil als Vorrathskammern, zum Theil aber auch als Wohnzimmer, namentlich für die Frauen. Ein jeder hat der Thür gegenüber einen steinernen Feuerheerd, im Dache hingegen, und zwar meist über der Thüre, ein Fenster; statt der Scheiben dient geöltes Papier. Auf dem Heerde unterhält man fortwährend ein Feuer von getrocknetem Kuhmist oder kleingeschnittenem Stroh. Ueber ihm hängt meist eine eiserne Lampe, welche, obschon durch das Heerdfeuer etwas Helligkeit hervorgerufen wird, doch während der langen Winterabende nur eine sehr trübe Erleuchtung erzeugt. Auf jeder Seite des Heerdes steht eine Art Sopha, welches gewöhnlich mit Teppichen bedeckt ist. An Pflöcken in der Mauer hängen die Flinten und Pistolen, aber auch verschiedene Kleidungsstücke und anderes. Einige

Zimmer haben immer eine bessere Einrichtung. Zunächst ist der Boden mit einem dicken grauen Filze bedeckt, worauf wiederum bei reichern Leuten persische Teppiche ausgebreitet sind. Ungefähr in der Mitte des Rauchfangs befindet sich eine hölzerne Klappe, welche vermittelst einer Schnur willkürlich geöffnet und geschlossen werden kann, im letztern Falle namentlich, um keine Kälte herein zu lassen; dann entweicht aber auch der Rauch nicht, der alsbald das ganze Zimmer ausfüllt. Der Rauchfang ist außerhalb nur wenig über den Boden erhaben, und kann mit einem breiten, flachen Steine bedeckt werden, damit kein Schnee oder Regen herein fällt. Es kommt bisweilen vor, daß auf dem Dache spielende Kinder und die dort grasenden Lämmer durch den Rauchfang fallen. Diese mehr unterirdischen Wohnungen lehnt man am liebsten an einen Abhang und benutzt dann sogleich die Erde, um sie auf den Seiten aufzuwerfen. Bei dieser Art Häuser zu bauen darf es nicht auffallen, daß man von außen oft gar keine Spur einer Wohnung entdecken kann. In der Regel erkennt man die Wohnungen nur an den den Thüren gegenüber liegenden Haufen von Kothstücken, die zum Brennen getrocknet sind, so wie an dem herumstehenden Vieh. Während der acht Wintermonate ist es noch schwieriger die menschlichen Wohnungen aufzufinden. Ein zum Theil eingestürztes und verlassenes Haus ist für Fremde, die es gar nicht ahnen, selbst gefährlich, indem sie mit den Pferden sehr leicht durchbrechen und Schaden nehmen können. Der wichtigste Theil des Hauses ist, wie schon bemerkt, der Viehstall, welcher oft gegen sechzig Stück verschiedener Hausthiere fassen kann. Während des ganzen langen Winters verlassen oft die Bewohner ihren Stall nicht ein einziges Mal. Durch deren Ausdünstungen wird das ganze Haus ziemlich warm erhalten. Außerdem liefert das Vieh auch durch seinen Koth das sonst so nöthige Brennmaterial für den ganzen Haushalt. Seine Hauptnahrung ist Stroh, welches zu Häckſel geschnitten wird. In einem Winkel dieses dumpfen Stalles, und zwar meistens in der Nähe der Thüre, befindet sich ein erhöhter und viereckiger Verschlag, etwa anderthalb Ellen über dem Boden. Auf zwei Seiten wird er

von der Wand begrenzt, während an der dritten sich gewöhnlich der Feuerheerd befindet, und die vierte an den Eingang stößt. Dieser abgeschlossene und wärmste Theil des Stalles ist das Empfangszimmer. Dort sitzt meist der Herr des Hauses und empfängt seine Gäste, die, wenn sie sich an dergleichen Wohnungen noch nicht gewöhnt haben, sich nicht ohne Mühe zurecht finden. Es kommt noch dazu, daß der ganze Raum sehr schwach beleuchtet ist; wenn man aus dem hellen Tageslichte eintritt, ist die Dunkelheit deshalb noch größer. Unter dem Verschlage liegen die Hunde, welche jeden Fremden mit lautem Gebell empfangen. Dieser Verschlag ist mit Teppichen reichlich versehen; Waffen und Pferdesättel hängen an der Wand. Neben ihm sind zunächst die Pferde des Herrn angebunden, worauf die Kühe und das übrige Vieh folgen. Häufig sieht man zwischen den Pferden ein großes, fettes Schaf. Die Schafe treiben sich gewöhnlich zwischen den Kühen frei herum, während außerdem noch zahlreiches Federvieh den geräumigen Stall bewohnt. Einige graue Katzen gehören in Armenien ebenfalls zum Hausstand; sie haben ihren bestimmten Platz auf den Teppichen sowohl neben dem Herrn als auch neben der Frau und den übrigen Gliedern einer Familie. Zwischen der Thüre und dem erhöhten Verschlag ist noch ein freier Raum übrig gelassen, der eine Art Vorzimmer von ungefähr drei Ellen Breite bildet. Wer auch kommen mag, ein Mensch oder ein Stück Vieh, passirt vor dem Auge des Herrn.

Die eigentliche Hauptstadt von Armenien ist Eriwan, und diese gehört jetzt den Russen; sie liegt nördlich vom Ararat, rings umgeben von schönen Gärten, Obstbäumen und Weinpflanzungen, an einem Bache, der zwischen Felsen hindurch brausend dahinströmt und sich in den nahen Fluß Araxes ergießt. Jenseits der breiten, fast baumlosen und zum großen Theil unangebauten Ebene, in welcher der Araxes ruhig dahin fließt, erhebt der Ararat aus der hohen Bergkette sein mit Schnee bedecktes Haupt. Die Stadt hat einige schöne mit Bäumen bepflanzte Plätze, sonst sind aber die Straßen sehr eng, die Häuser stehen dicht gedrängt an einander, und neben prachtvollen Häusern der Reichen befinden sich

elende Hütten der Armen bunt durch einander. Auf einem steilen Felsen erhebt sich neben der Stadt eine Burg, in welcher jetzt der russische Stattһalter mit der russischen Besatzung wohnt. Wie in Erserum so wird es auch hier im Winter sehr kalt, dann aber tritt oft schon im April und Anfang Mai große Wärme ein, die mit plötzlicher Abkühlung wechselt, im Sommer dagegen ist eine glühende Hitze, die zuweilen bis auf 33, ja 35 Grad steigt, wobei selten ein Gewitter für Augenblicke die brennende Luft abkühlt. Daß das Klima für Fremde deshalb sehr gefährlich ist und viele der russischen Angestellten hier ihr Grab finden, ist leicht erklärlich.

Armenien, welches im Umfang etwa halb so groß ist wie Deutschland, hat nie ein eigenes Reich für sich gebildet; in eine Menge größerer und kleinerer Fürstenthümer getheilt, war es stets mächtigen Nachbarvölkern unterworfen, und ist so auch jetzt unter die drei angrenzenden Reiche getheilt.

Die Armenier sind Christen, unterscheiden sich aber in einigen Lehren und Gebräuchen von der griechischen wie von der römischen Kirche, und haben einen eigenen Papst, der in einem großen prachtvollen Kloster, zwei Meilen von Eriwan, wohnt; ein kleinerer Theil der Armenier hat sich in neuerer Zeit der katholischen Kirche angeschlossen. In Folge der vielfachen Kriege und Bedrückungen sind zu verschiedenen Zeiten eine Menge Armenier in ferne Länder ausgewandert, und sind jetzt in allen Ländern des Orients und auch in Europa bis nach Ungarn und Polen hin zerstreut, wo sie gleich den Juden Handelsgeschäfte treiben und mitten unter fremden Völkern ihre Religion, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche beibehalten haben. In den Ländern des Orients haben sie durch ihre Thätigkeit und ihren Unternehmungsgeist nach und nach allen Handel und Verkehr an sich gebracht, und sie bilden auch deshalb den wohlhabendsten Theil der Bevölkerung in Persien sowohl als in der Türkei; besonders in diesem letzteren Reiche haben sie alle Geldgeschäfte in ihren Händen, da die trägen Türken es unter ihrer Würde halten, irgend ein kaufmännisches Geschäft zu betreiben, und in Konstantinopel gehören ihnen die schönsten Paläste. Sie gelten allgemein und mit

Recht als stille, verständige, höfliche und mäßige Leute, und ihre anerkannte Rechtlichkeit in Handelsgeschäften rechtfertigt das Vertrauen, das ihnen geschenkt wird; sie sind sparsam, aber nicht geizig, wissen den erworbenen Reichthum zu benutzen und zu genießen, und geben ihre Schätze in reichem Maße her, wo es sich darum handelt, Kirchen, Spitäler, Schulen, gemeinnützige Anstalten zu gründen, auszustatten und zu erhalten.

Nördlich von Armenien, durch niedrigere Berge, durch Hügel und Ebenen davon getrennt, zieht sich die hohe Bergkette des Kaukasus quer hindurch von dem schwarzen bis zum kaspischen Meere, ganz ähnlich unsern Alpen, aber in einigen Spitzen noch höher als diese. Der großartigste und mannigfaltigste Pflanzenwuchs bedeckt hier die Thäler und Ebenen am Fuß der Berge; in Lorbeerbäumen singen Nachtigallen, schlanke Cypressen ragen in die Luft, der Wind rauscht im Laube der Platanen, Pappeln, Buchen, Linden, Eichen und Nußbäume; hier ist das Vaterland der Weinrebe, die sich an schattigen Ulmen hinaufschlingt und mächtige Trauben trägt, wilde Obstbäume aller Art erreichen eine staunenswerthe Dicke und Höhe und tragen herrliche Pfirsiche, Aprikosen, Aepfel, Birnen und Kirschen, darüber ragen Tannen- und Fichtenwälder empor. Dichte, unabsehbare Waldungen, fruchtbares Ackerland, üppige Weideplätze wechseln überall mit einander ab, während die höchsten Berggipfel mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind und Gletscher von da bis tief hinabsteigen. Daß bei der großen Verschiedenheit der Lage und der natürlichen Beschaffenheit dieser Gegenden auch das Klima auffallende Unterschiede darbieten muß, ist klar; während auf den Höhen auch im Sommer die Schneedecke nicht wegzuthauen vermag, ist in den niedrigen Gegenden auch im Winter Schnee und Eis eine seltene Erscheinung; Landstriche, die durch ihre gesunde Lage und milde Luft zu den gesegnetsten der Erde gehören, wechseln ab mit Gegenden, die durch die Ausdünstungen sumpfiger Ufer, durch schädliche Seewinde und Nebel die Ursache gefährlicher Krankheiten, besonders hartnäckiger Fieber, werden. Während der vor Kälte zitternde Reisende sich mit Mühe einen Weg über

die Höhe durch den frisch gefallenen Schnee bahnt, blühen im Thale in den Gärten schon Rosen und Mandelbäume. In den Tiefebenen herrscht im Sommer eine so unerträgliche Hitze, daß die Bewohner gezwungen sind, Schutz auf den Höhen der Gebirge zu suchen und die Bewohner der höhern Gebirgsgegenden suchen ihrerseits im Winter, wo die starke Kälte und der hohe Schnee sie aus ihren leicht gebauten Hütten vertrieben, mit ihren Heerden Schutz und Nahrung in der Tiefebene. Die Natur hat ihren Segen über diese Länder in reichem Maße ausgeschüttet, aber der Mensch zieht nur wenig Nutzen aus dem, was ihm die Natur so freigebig gespendet, und noch lange Jahre werden vergehen, ehe der Ackerbau und die Künste des Friedens hier einen dauernden Wohnsitz finden können, denn hier herrscht beständig Kampf und Krieg. Die Russen haben alles Land im Norden und Süden des Kaukasus in Besitz genommen, sie haben an beiden Seeküsten und rings um das Gebirge Festungen angelegt und eine Straße mitten über das Gebirge gebahnt, welche über schauerliche Abgründe, unter drohenden Bergvorsprüngen, zwischen wilden hoch emporragenden Felsenmauern, über Eis und Schnee dahin führt, ihnen aber zur Verbindung der südlichen und nördlichen Besitzungen, zum Handelsverkehr, zum Herbeischaffen frischer Truppen und Kriegsbedürfnisse dient. Doch ist es den Russen trotz aller Anstrengungen in einem langen und mühsamen Kriege nicht gelungen, die Bewohner der Berge sich zu unterwerfen; diese vertheidigen mit immer frischem Muthe und mit unermüdlicher Ausdauer ihre Unabhängigkeit, und der fortdauernde Kampf hat bis jetzt nur zu Aufopferung vieler Tausende von Menschen, zu Plünderung und Verheerung geführt.

Die größte Stadt am südlichen Fuße des Kaukasus ist Tiflis, die Hauptstadt von Georgien; sie liegt in einer reizenden Gegend an einem kleinen Flusse, ist von drei Seiten von Bergen dicht umschlossen, von der vierten hingegen offen, und soll in ihrem Aussehen einige Aehnlichkeit mit Prag haben. Hier wohnen sehr viele Russen, und die Stadt hat dadurch in der neusten Zeit ihre eigenthümliche asiatische Gestalt zum Theil verloren; während in den alten Theilen derselben die Häuser zum

Theil unterirdisch und dicht neben einander gebaut sind, und kaum ein Wagen auch durch die am wenigsten engen Straßen zu fahren vermag, haben die Russen eine Vorstadt ganz nach europäischer Weise ausgebaut und dabei weder Geld noch Raum gespart, so daß man dort Paläste und große Plätze findet, wie in den neuen Städten des russischen Reiches. Die Häuser der Stadt ziehen sich an den Höhen weit hinauf, setzen sich auch hinter dem Schloßberge in einer engen Schlucht fort, und stehen durch die Vorstädte wieder mit nahen Dörfern in Verbindung, so daß, wenn man den großen Umfang der Stadt umgehen wollte, man vier bis fünf Stunden brauchen würde. Der größte Theil der Bewohner besteht aus Armeniern, und der Handel befindet sich vorzüglich in ihren Händen; sie besitzen auch nicht weniger als 23 Kirchen, während die Georgier und Russen zusammen nur 18 haben. Am meisten Leben ist hier wie in allen orientalischen Städten in den Straßen und um die Buden, die zusammen den Basar bilden; hier versammeln sich Tag für Tag die betriebsamen Menschen, aber auch alle Reichthümer, und wer eben kein besonderes Geschäft hat, treibt sich auf ihm herum, während die Fleißigen in ihren offenen Werkstätten ringsumher arbeiten oder in den Buden ihren Handel treiben. Die Verwaltung des Hauses wird den Tag über den Frauen überlassen, die mit den Kindern dort zurückbleiben, der Mann oder erwachsene Sohn geht auf dem Basar seinen Geschäften nach oder vertreibt sich dort die Zeit. Die nöthigen Bedürfnisse sich zu verschaffen, dazu gehört wenig Mühe, denn mit einem Geldstück, welches den Werth von 6 Ngr. hat, lebt ein Georgier vergnügt eine ganze Woche und glaubt nichts entbehrt zu haben; für wenige Pfennige kauft er sich Brod und Fleisch oder Früchte und sättigt sich hinlänglich.

Im Allgemeinen leben die Orientalen in ihrer großen Mehrzahl in einer so grenzenlosen Armuth, daß selbst die Bewohner des Erzgebirges oder Oberschlesiens sich in einer weit angenehmern Lage befinden würden, wenn sie nicht etwas Besseres gesehen hätten und stets um sich sehen müßten. Mit dem bischen Hirsen- oder Maismehl oder mit der sauern Milch, die ihnen dort oft als einziges

Nahrungsmittel für den ganzen Tag geboten wird, würde sich bei uns kaum ein Bettler begnügen. Selbst der Wohlhabende im Oriente lebt nach unsern Begriffen armselig; von einem regelmäßigen Essen wie bei uns weiß man überhaupt in Asien nur ausnahmsweise etwas. In der Fastenzeit essen die armenischen oder georgischen Christen wenige eingemachte Bohnen, Wurzeln, Kräuter und Aehnliches, und sind doch dabei fröhlich und guter Dinge. Der Orientale fühlt sich im Allgemeinen glücklicher als der Europäer, weil er nichts Besseres kennt oder der Abstand so groß ist, daß er von vorn herein gleich die Unmöglichkeit einsieht, etwas Aehnliches zu erreichen. Er staunt die blendende Aeußerlichkeit eines türkischen Pascha's oder eines russischen Statthalters an, ist erfreut, den Glanz gesehen zu haben, und spricht davon so lange, bis sich wiederum etwas Neues ereignet hat, was jenes zurückdrängt. Wenn es Nacht wird, legt er sich während des Winters in die Nähe des Feuers in der Mitte des Zimmers, oder sucht sich im Sommer auf dem Dache oder irgendwo ein Plätzchen, das ihm für die Nacht bequem genug erscheint. Glücklich wenn er dann noch einen Teppich besitzt, oder gar ein Kissen, das er sich unter den Kopf legen kann. Bei uns fürchtet man des Nachts in freier Luft zu schlafen; im Orient hingegen flieht man im Sommer das Haus und bringt die Nacht nur außerhalb desselben zu. In Tiflis treiben sich Tausende von jungen und ältern Leuten den ganzen Tag auf dem Basar oder sonstwo herum, suchen hie und da eine Kleinigkeit zu verdienen, um nothdürftig zu leben, und schlafen im Sommer wo es ihnen am kühlsten ist, im Winter hingegen verschaffen sie sich heute bei einem wohlhabendern Bekannten oder Verwandten, morgen bei einem andern eine wärmere Schlafstelle. Die reichern Kaufleute haben auch ihre Buden auf dem Basar, und breiten dort ihre verschiedenartigen Waaren aus, Teppiche aus Persien und Indien, Thee, den sie aus Moskau, Zucker, den sie über Hamburg beziehen, Stahlwaaren aus England, Seidenzeuge aus Frankreich, Leinewand und Tuche von der Leipziger Messe. Ruhig sitzt der Kaufmann mit übereinandergeschlagenen Beinen und raucht aus seiner langen Pfeife, als wenn es ihm gleich-

gültig wäre, was um ihn vorgeht; aber kaum wird er gewahr, daß ein Käufer sich naht, so faßt er schnell die Gelegenheit, um sich Absatz zu verschaffen. Nur mit Mühe gelingt es, sich durch das Marktgewühl dieser beständigen Messe zu drängen; weiterhin findet man auf beiden Seiten der engen Straßen die Buden der Handwerker, besonders der Waffenschmiede, dann die Werkstätten der Schneider, Schuhmacher, Pelzhändler, Bäcker, Fleischer u. s. w. Alles wird vor den Augen der neugierigen Zuschauer verfertigt, und die Arbeiter kümmern sich wenig um das Tosen und Lärmen, das sie zunächst umgiebt. Große Kessel, in denen alles, gleichviel von welchem Vieh es stammt, gekocht wird, stehen in besondern Winkeln der Straßen, und aus ihnen sucht der Müßiggänger sowohl als der Arbeiter den Hunger, wie er ihn eben überfällt, zu stillen. Für den Europäer ist es ein höchst anziehendes Schauspiel, hier einige Stunden zuzubringen und Leute der verschiedenartigsten Völker, die sich hier durch einander drängen, in ihren Eigenthümlichkeiten zu betrachten. Da steht ein Trupp Bergbewohner aus dem Kaukasus von Kopf zu Fuß bewaffnet um die Bude eines Waffenschmieds, und jeder schreit als wäre er eben allein vorhanden oder hielte den Andern für taub; hier streitet sich eine Anzahl Georgier mit eben so viel Armeniern so hastig um nichts herum, daß, wer mit einem solchen Verfahren nicht bekannt ist, glauben könnte, es käme zum Aeußersten. Dort treiben sich untersetzte Tataren mit ihrem weizenfarbenen Gesichte und kleinen Augen herum, und kümmern sich eben so wenig um die andersdenkenden Perser mit ihren schlafrockähnlichen langen Röcken und spitzigen Mützen, als um die Türken mit ihren rothen kurzen Jacken, den weiten Beinkleidern und dem schweren Turban, die vielleicht dicht neben ihnen gehen. Ruhig sieht man einen räuberischen Kaukasier mit einem russischen Soldaten um ein Paar Stiefeln handeln, und eben so ruhig klirren die gebogenen Säbel der Kosaken auf dem steinernen Boden, während Russen in europäischer Tracht freundlich mit einem trotzigen kaukasischen Bauern handeln. Engländer und Franzosen suchen mit ihren Blicken nach orientalischen Neuigkeiten, um diese vielleicht den Ihrigen im Vater-

lande zuzusenden. Dazwischen bemerkt man von Zeit zu Zeit eine weibliche Gestalt, dicht in Schleier und Mantel gehüllt, und daneben eine nach der neusten Pariser Mode gekleidete europäische Dame. Allerlei Sprachen klingen dabei durcheinander. Oft erscheinen auch plötzlich Bänkelsänger mit Dudelsackpfeifen und der dreisaitigen Zither, und singen mit grellen Tönen ein Lied der Liebe oder zum Ruhme eines Helden; werden sie aber einen Vornehmen gewahr, dann wenden sie sich ihm zu und sein Lob erklingt so lange, bis dessen milde Hand eine Gabe spendet. Auch Spaßmacher, unsern europäischen Hanswursten nicht unähnlich, aber in keiner besondern Kleidung und nur mit einer Pritsche versehen, treten oft plötzlich hervor, schlagen den einen laut klatschend auf den Rücken, nehmen einem andern die hohe Pelzmütze ab, um sie in die Höhe zu werfen und dem Eigenthümer entsetzliche Fratzen zu schneiden. Alles lacht, jubelt und drängt sich nach dem Hanswurste, ohne ihm aber allzu nahe zu kommen. Neckend und scherzend hält er seine Mütze oder Hand hin, wo er etwas zu erwarten hat, und nicht leicht zieht er sie leer zurück.

Warme Quellen, die in dem ältesten Theile von Tiflis aus dem Boden hervorkommen und zu Bädern benutzt werden, sollen Veranlassung zur Gründung der Stadt gegeben haben, welche davon, eben so wie Teplitz in Böhmen, den Namen erhalten hat. Hier sind große Badegebäude mit Sälen und Zimmern für Vornehme und Geringe, für Männer und Frauen, denn warme Bäder sind für die Orientalen ein wahres Bedürfniß, und man findet nicht leicht in Asien ein Städtchen, so armselig und schmutzig es sonst sein mag, in welchem nicht wenigstens ein Bad vorhanden wäre. Kein Fürst oder nur einigermaßen wohlhabender Mann baut sich ein Haus, ohne in demselben ein prachtvoll eingerichtetes Bad anzubringen. Das Bad ist dem Orientalen etwas durchaus Nothwendiges, aber auch ein Gegenstand des Luxus, der in der Regel dem armen und reichen Mann viel Geld kostet. Während der Arme ganz gewöhnlich in armseligen und schmutzigen Wohnungen fast sein ganzes Leben hindurch zubringt, verlangt er doch von einem Bade eine gewisse Sauberkeit und Nettigkeit, und giebt

gern eine Kleinigkeit mehr, um desto besser in dem Genusse zu schwelgen. Es ist ein eigener Genuß, den der Orientale in den stets warmen Bädern findet, und Stunden lang ist er im Stande sich in das warme Wasser zu legen oder mit diesem sich begießen zu lassen. Ganze Familien bringen nicht selten ganze Nachmittage oder Abende in dem süßen Nichtsthun eines Bades zu, und sobald der gemeine Mann seine paar Groschen verdient hat, geht er in das allgemeine Bad und verweilt Stunden lang darin. Frauen benutzen zu gleicher Zeit die Gelegenheit, um ihre schmutzige Wäsche zu waschen. Einen besonderen Genuß finden die Orientalen noch in dem Gliederrecken, und so schmerzlich auch einem Europäer dieses Verfahren die ersten Male ist, so gewöhnt er sich nicht allein leicht daran, sondern findet bald dasselbe Wohlbehagen wie der Asiate. Will man ein Bad dieser Art genießen, so entkleidet man sich in einem Vorzimmer unter Beihülfe eines Badedieners, und tritt dann in das eigentliche Bad ein. Hölzerne Pantoffeln stehen bereit, damit der, dem der Fußboden etwas zu heiß sein sollte, dieselben anziehen kann. Die Heizung befindet sich nämlich in der Regel da wo das Bad künstlich ist und nicht wie in Tiflis eine natürliche Wärme besitzt, dicht unter dem Badesaale. Ein in Folge des dichten, beständig aufsteigenden Wasserdunstes blos matt erscheinendes Licht erleuchtet den runden und meist gewölbten Raum nur spärlich. Es kommt noch dazu, daß fortwährend Wasser auf die warmen und zum Theil heißen Steinplatten gegossen wird, und demnach stets neuer Dunst aufsteigt. Der Baderaum befindet sich in größern Zimmern in der Mitte, in kleinern aber an der Seite; dahin steigt man nun sogleich hinab und bleibt darin, so lange es einem gefällt. In der Regel ist aber der Aufenthalt hier nur kurz, und man geht zum zweiten Theile des Badevergnügens über. An einer Seite des Badezimmers, oder auch mehr in der Mitte, befindet sich nämlich eine Art Pritsche, auf die man sich alsbald der Länge nach hinlegt. Es kommt ein Badediener und springt mehr als er geht auf die Armgelenke des Badenden, der zu diesem Zwecke seine Arme gerade ausgestreckt hat. Mit dem Fuße streicht er einige Male bald von den Schultern

herab nach dem Gelenke, bald von diesem nach der Hand, und verlangt dann, daß man sich auf den Bauch lege. Damit geht eigentlich erst die Arbeit des Dieners und das Ausrenken an. Immer mehr springend als gehend steht der Badediener bald auf den Schultern und gleitet vor Allem längs der Rückenwirbel mit einer solchen Kraft herab, daß ein Jeder, der sich zum ersten Male einem solchen Verfahren unterwirft, glauben möchte, er sollte zusammengetreten werden, und doch geschieht in Wahrheit auch nicht das geringste Weh. Von da geht das Ausrenken und Ausgleiten an die Beine, wo wiederum die Kniekehlen die Ausgangspunkte sind. So wird ein Glied nach dem Andern ausgerenkt, bis alle der Reihe nach daran gewesen sind. Der Neuling ist zuletzt ganz verwundert, wenn er sich überzeugt hat, daß weder eine Rippe gebrochen, noch ein Glied aus seinem Gelenke getrieben ist. Der Badediener hat aber damit noch nicht genug gethan. Er bittet den Badenden, sich zu setzen, damit ihm im eigentlichsten Sinne des Wortes der Kopf gewaschen werde. Zuerst ergreift er ein Gefäß, angefüllt mit Seifenschaum, und reibt diesen auf eine keineswegs zarte Weise auf dem Kopfe ein. Ist dieses geschehen, so holt er einen Eimer warmen Wassers und gießt dieses, ohne weiter zu fragen, über ihn her. Ein zweiter folgt, und das Ueberschütten geht so lange fort, bis aller Seifenschaum wiederum abgelaufen und der Kopf von allem Schmutze gereinigt ist. Damit ist man endlich fertig und glaubt in der That nicht mehr der Alte zu sein. Man fühlt sich auf einmal, als hätte man Flügel und könnte davon fliegen; ein ganz eigenthümliches Wohlbehagen ergreift den ganzen Menschen und hält kürzere oder längere Zeit an. Wenn man in das Ankleidezimmer zurückgekehrt ist, so ladet eine Art niedrigen Sopha's den, welcher daran gewöhnt ist und natürlicher Weise auch die Kosten bezahlen kann, noch zu längerm Verweilen ein. Mit Hülfe des Badedieners ist man bald so weit angezogen, um an der bestimmten Stelle Platz nehmen zu können. Der Eingeborne setzt sich mit übereinandergeschlagenen Beinen, während der Europäer es sich so bequem macht, als es eben geht. Zuerst wird die lange türkische Pfeife brennend gereicht; ruhig thut man einige

Züge und genießt dann verschiedene Süßigkeiten. Der Orientale läßt sich wohl auch von Bänkelsängern allerlei Lieder unter Begleitung des Dudelsacks vorsingen, und bläst dazu, ohne ein Wort zu sprechen, die Rauchwolken seiner Pfeife ruhig dahin. Erst nach mehreren Stunden geht er endlich glücklich und befriedigt und in der Regel auch mit leerem Beutel von dannen.

Wenn man in nördlicher Richtung aus Tiflis hinausgeht, und die erbärmlichen aus Rollsteinen und Lehm zusammengekitteten Hütten der Vorstadt verlassen hat, kommt man nach einer Viertelstunde zu einem Dorfe von etwa fünfzig Häusern, in welchem der Deutsche, der es besucht, sich auf einmal in seine Heimath versetzt sieht. Alle Häuser, wohlgebaut und sauber, stehen mit dem Giebel nach der Straße und haben vorn ein kleines, hinten ein größeres Gärtchen, in welchem Gemüse und Blumen gezogen werden und auch einige Obstbäume stehen. Links und rechts hört man im Vorbeigehen ein Guten Abend! oder Gott grüß euch! in schwäbischer Mundart; die Kinder spielen fröhlich mit einander auf den Straßen, und von dem nahen Kirchthurm auf der schönen steinernen Kirche ertönt die Uhr in lauten Schlägen. Dies ist die deutsche Niederlassung Neu-Tiflis, welche die Stadt mit Milch und Butter versorgt und ihr Gemüse und ihre Kartoffeln dort zu Markte bringt, und von welcher aus sich auch ein Theil der Bewohner noch näher an der Stadt oder in der Stadt selbst niedergelassen haben, wo sie als Tischler, Schuhmacher und vor allem als Bäcker eine sehr gute Einnahme haben, da alle von ihnen gemachte Arbeiten doppelt so hoch bezahlt werden, als die der einheimischen Handwerker. Diese deutsche Colonie ist aber nicht die einzige in jener Gegend, es giebt deren noch mehrere in größerer und geringerer Entfernung von Tiflis. Sie wurden alle in den Jahren 1818 und 1819 gegründet. Damals hatte die russische Regierung bekannt gemacht, daß sie Ackerbauer für Georgien brauche, und jeder Familie, die einzuwandern Willens wäre, ein bestimmtes Stück zum Eigenthum versprochen; in dem ersten Jahre sollte Jedermann von Abgaben frei sein. In Würtemberg gab es viele sogenannte Separatisten, welche behaupteten, daß der fromme

Sinn und die alte Gottesfurcht im Lande von Jahr zu Jahr abnehme und weltliche Genußsucht und religiöse Gleichgiltigkeit an ihre Stelle getreten sei, sie verkündigten deshalb die Nähe des jüngsten Tages und den baldigen Untergang der sündhaften Welt, und wollten nach dem Oriente auswandern, um dort näher bei Jerusalem und dem heiligen Grabe zu sein. Diese steckten noch viele andere Leute mit ihrer Auswanderungslust an und wendeten sich auf jenen Aufruf hin an die russische Regierung, stellten aber noch besondere Bedingungen. Zunächst sollten nie von ihnen und ihren Nachkommen Rekruten ausgehoben werden, und dann verlangten sie vollkommene Religionsfreiheit; sie würden unter sich ihre Religionslehrer wählen, und aus ihren Mitteln Schulen und Kirchen erbauen; das Oberconsistorium in Petersburg sollte sich zu keiner Zeit in ihre innern kirchlichen Angelegenheiten mischen dürfen. Die russische Regierung gestand ihnen ihre Forderungen zu. Ueber fünf hundert Familien verließen in Folge davon Würtemberg, ihre Heimath, um sich in unbekannten Ländern anzusiedeln. In zehn verschiedenen Transporten zogen sie fort, der Donau entlang, zunächst in das südliche Rußland nach Odessa. Ein Theil siedelte sich hier in den Umgebungen Odessa's an, wo sie schon Landsleute fanden, doch auch diese entschlossen sich später in Folge der ersten Mißernten in jenem trockenen Boden, den Uebrigen über die kaukasischen Berge zu folgen. Die Auswanderer kamen nach unsäglichen Mühen, die sie aber ruhig und ohne zu murren im Vertrauen auf Gott ertrugen, in einem traurigen Zustande in Tiflis an. Der damalige russische Oberbefehlshaber nahm sich mit großer Menschenfreundlichkeit der Ankömmlinge an und übergab ihnen die bestimmten Ländereien. Krankheiten wütheten unter ihnen, und das Häuflein der Ansiedler wurde immer kleiner, doch mit großer Besonnenheit und ruhiger Ergebung gründeten sie in der Nähe der Hauptstadt die Ortschaften Marienfeld, Petersdorf, Neutiflis und Alexandersdorf, dann etwas weiter nach Süden Elisabethtbal, später die noch ferner gelegenen Ortschaften Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf, und richteten sich auf ihre eigene Weise ein. Alle Colo-

nisten standen unter sich gleich, und da Jeder gleich viel Land erhielt, so hatten sie auch im Anfange gleiches Besitzthum. Jede Colonie erwählte sich aus ihrer Mitte einen Pfarrer, einen Schullehrer und einen Schulzen, und der Einzelne mußte zur Unterhaltung derselben ein Gewisses beisteuern. So ging im Anfang alles recht gut, und brüderlich lebten die Colonisten unter einander. Die Kinder besuchten fleißig die Schulen und mit den Eltern die Kirche. Nach Beendiguug ihrer Feldarbeiten und besonders des Abends in der Winterzeit wurden Versammlungen gehalten, in denselben geistliche Lieder gesungen und einzelne Capitel aus der Bibel vorgelesen. Mit vielen Kosten verschrieben sie sich Lehr- und Religionsbücher aus Deutschland.

Leider widerfuhr mehrern dieser Colonien schon nach Verlauf der ersten Jahre, wo eben ihre Lage sich zu ihrem Besten herausgestellt hatte, ein schreckliches Unglück. Zwischen Rußland und Persien war im Jahre 1826 ein Krieg ausgebrochen, und die Perser begannen ihre Feindseligkeiten damit, daß Banden von kurdischen und tatarischen Räubern unter persischen Anführern mit Mord, Raub und Verheerung über diese unschuldigen Colonien herfielen. Noch heute lebt jener Schreckenstag im Munde aller Colonisten, und während der langen Winterabende erzählt die Großmutter am Spinnrade davon den kleinen Enkeln, welche das Ereigniß nicht mit erlebt haben. An einem schwülen Augustabend waren die Bauern in Katharinenfeld wie gewöhnlich von der Feldarbeit müde heimgekehrt und sorglos zur Ruhe gegangen. Nicht das leiseste Warnungszeichen hatte sie auf eine Katastrophe vorbereitet. Zwar wußte man, daß die ferner liegenden Colonien Helenendorf und Annenfeld zwei Monate früher von tatarischen Streifbanden überfallen worden; aber diese Dörfer lagen nahe der feindlichen Grenze, und die Mehrzahl der Bewohner war durch schleunige Flucht dem tatarischen Mordstahl entgangen. In Katharinenfeld hatte man um so weniger Besorgnisse, als man auf die rasche Hülfe aus Tiflis vertraute. Der russische Statthalter hatte dort eine bedeutende Streitmacht zusammengezogen, und die leichtberittenen Kosakenregimenter konnten im Falle einer Gefahr der bedrängten Colonie in

einem halben Tage zu Hülfe kommen. Die Russen selbst schienen die Natur und Kampfweise eines Feindes ganz außer Acht zu lassen, der in allen militärischen Leistungen den russischen Heeren nachstand, nur nicht in der leichten Beweglichkeit. Der Feind, von dessen Stellung man nur unvollkommene Kunde zu haben schien, überschritt plötzlich das Gebirge; Nacht und Wald verbargen seine Annäherung. Kurz vor dem Aufgang der Sonne hatten die berittenen Banden das Dorf erreicht. Mit fürchterlichem Geschrei in dessen Gassen stürmend, scheuchten sie die Schläfer aus den Betten. Die armen Schwaben, über deren Köpfen der tatarische Krummsäbel drohend blitzte, während die fürchterlichen Räubergestalten der Kurden ihnen die Spitzen der Lanzen unter die Nase hielten, verlegten sich auf's Jammern, Weinen und Flehen, womit auf solche Barbaren wenig zu wirken ist. Das wilde Heer durchras'te im sausenden Galopp das Dorf, hieb und stieß Jeden nieder, der zu fliehen oder seine Habe in Sicherheit zu bringen suchte. „Wir glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen", erzählte später einer dieser armen Leute. „Es brauste durch das Dorf wie eine Wetterwolke. Meine Kinder erwachten zuerst, als ein Reiter durch die Fensterladen schoß und die Scheiben in die Stube fielen. Die Mutter war zur Schlafkammer hinausgesprungen und hatte den Laden geöffnet, kam aber sogleich erschrocken zurück und sagte: Der Teufel schaue draußen durch das Fenster herein. Der Teufel? Tausend Teufel schienen vor dem Hause zu toben, so abscheulich brüllten und schnaubten draußen die Reiter und die wilden Pferde. Da war nichts als höllisches Schießen und Schreien, Klagen und Jammern von den Unsrigen, und mitten darein lautete die Glocke unseres Bethauses wie von selbst, was uns noch mehr in dem Glauben bestärkte, daß das jüngste Gericht gekommen. Es war aber des Schulmeisters Bube, der die Glocke gezogen, um ein Nothzeichen zu geben. Ein Kurde spießte dafür den Buben mit der Lanze an die Wand. Ich sagte zu meinem Weibe: Laß uns beten, jetzt ist's aus mit der sündigen Welt! So fielen wir auf die Knie, die Kinder beteten mit uns. Indessen wurde die Hausthür eingestoßen und das Zimmer füllte sich mit fürch-

terlichen Menschen. Wir aber beteten laut und ließen uns nicht irre machen, auch als die Männer ihre Säbel und Dolche über unsere Köpfe schwangen. Ich war bereit zu sterben und rief getrost: Gottes Wille geschehe! Als ich die Fremden tatarisch reden hörte, merkte ich freilich, daß es keine Geister waren, sondern Mörder und Räuber, die unser Leben und unsere Habe wollten. Wir wären auch gewiß alle umgekommen, hätte nicht ein alter Tatar, der ein Priester schien, den Andern abgewehrt. „Sie reden mit ihrem Gott", sagte der Alte, „Keiner krümme ihnen ein Haar!" Darauf öffneten sie Schränke und Kästen und nahmen was sie fanden. Einer wollte auch mein Kind mit Gewalt fortschleppen, aber es war ihrer Mutter in die Arme gefallen, und der hätte man eher das Leben genommen als das Kind. Der Räuber drohte ihr, aber der Alte schlug sich wieder in's Mittel, und so verließen sie das Haus, das sie rein ausgeplündert hatten. Wir aber dankten Gott, daß uns sonst kein Leid geschehen." Nicht alle Bewohner Katharinenfelds kamen mit so heiler Haut davon wie diese, die das Beten gerettet. Dreißig Menschen wurden getödtet, fünfundsechszig in die Gefangenschaft geschleppt. Die schrecklichen Banden verweilten nur wenige Stunden, weil sie ohne Zweifel einen Angriff der Kosaken befürchteten; aber diese kurze Zeit reichte hin, die blühende Colonie völlig zu Grunde zu richten und eine harmlose und glückliche Bevölkerung in Elend und Verzweiflung zu stürzen. Die Brandfackel folgte der Mordscene; aus den angezündeten Strohdächern prasselte die Flamme empor und fraß was die Räuber übrig gelassen hatten. Mit dem Geschrei des Triumphes und der gesättigten Rache jagten die Unholde durch Rauch und Schutt wieder von dannen, die gefangenen Weiber und Kinder und die tragbare Beute auf ihren Pferden mit sich schleppend. Nach erfolgtem Friedensschlusse wurde die größere Hälfte der Gefangenen theils durch Bemühung der russischen Regierung, theils durch Geldsammlungen aus Deutschland und der Schweiz wieder aus der Gefangenschaft befreit. Die Zahl derer, welche nie wiedergekehrt sind, beläuft sich auf etwa dreißig. Ein Colonist, der seine junge Frau bereits als todt beweinte, erhielt eines Tages von ihr

einen Brief aus Teheran, worin sie ihm schrieb, daß sie einen persischen Priester geheirathet habe, daß ihr das Leben dort ganz gut gefalle, und daß sie ihm rathe, sich auch recht bald wieder zu verheirathen. Von den nicht aufgefundenen hat einer das seltene Geschick gehabt, daß er, nachdem er in Asien und Afrika durch viele Hände gegangen war, nach Algier kam und dort auf Befehl des Königs von Würtemberg losgekauft wurde; so kam er in seinem alten Vaterlande wiederum an und gedenkt es nicht zum zweiten Male zu verlassen.

Allmälig erholten sich die Colonisten von dem harten Unglück, und der vorige Wohlstand kehrte wiederum bei ihnen ein. Doch drohte späterhin durch innere Spaltung neues Unheil. Einige unter ihnen, die durch ein musterhaft einfaches und sparsames Leben reicher geworden waren als die übrigen, fingen wieder an sich ihren religiösen Schwärmereien hinzugeben. Durch die Erscheinung eines Kometen und die Verkündigung einer alten siebzigjährigen Frau aufgeregt, die von dem Heiland im Traume die Versicherung erhalten haben wollte, der jüngste Tag sei nahe und der rechte Augenblick zur Pilgerfahrt nach Palästina sei nun gekommen, stellten sie alle Arbeiten ein, verkauften Haus, Hof und Habe und wollten nach Jerusalem wandern. Der russische Statthalter, der wie alle vernünftigen Leute wußte, daß sie nur dem Elend entgegengehen und bald eine Beute der kurdischen Räuber werden würden, erklärte, daß er sie nur dann ziehen lassen würde, wenn dazu ein ausdrücklicher Befehl aus Petersburg käme. Dieser Befehl kam natürlich nicht; aber der Tag des Auszugs war festgesetzt und die Pilger schienen entschlossen, dem Verbote des russischen Statthalters zu trotzen. Mit der gläubigsten Zuversicht hielten sie ein unmittelbares Einschreiten Gottes zu ihren Gunsten für eine ausgemachte Sache. Als sie hörten, daß der Statthalter Kosaken senden würde, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, lächelten sie gutmüthig: „Was werden Kosaken ausrichten gegen die Engelschaaren? Was vermag das Verbot eines kaiserlichen Generals gegen das Gebot Gottes? Wenn auch Legionen von Teufeln kämen, wir lassen uns nicht irre machen, wir werden ziehen, und ihr Kleingläubigen, kommt

alle herbei und seid Zeugen dessen, was der Heiland zu thun vermag, um seine Auserwählten zu schützen." Aus allen Colonien hatten sich die Pilger in Katharinenfeld als dem Sammelplatz eingefunden, mit ihnen zugleich war aber auch eine Abtheilung Kosaken aus Tiflis eingetroffen. Ein Deutscher, der als Bevollmächtigter des Statthalters mitgekommen war, machte vergebens einen letzten Versuch, seine Landsleute zur Vernunft zu bringen, alle seine Vorstellungen fanden taube Ohren. „Wir werden ziehen!" antworteten sie mit unerschütterlichem Entschlusse, „Gott will es! Eure Kosaken werden uns nichts zu Leide thun." Das sagten sie sehr gemüthsruhig, mit lächelndem Munde, im Ton einer felsenfesten Ueberzeugung. Der Tag verging mit Zurüstungen zur Reise, der Abend mit Beten. Den Kosaken wurden gute Schüsseln und ein ganzes Faß Wein aufgetischt; ihre Pferde erhielten Quartier im Stall und Hafer so viel sie fressen wollten. Mit Sonnenaufgang waren die Pilger versammelt; im Ganzen waren es 300 Personen, worunter die reichsten Colonisten, sogar der Schmied von Katharinenfeld, welchen seine Frau zu diesem Pilgerzuge überredete, obwohl sie aus fünfjähriger Erfahrung die Leiden einer Gefangenschaft bei den Kurden kennen gelernt hatte. Jeder Mann trug einen schweren Ranzen, jedes Weib einen kleinen Pack, sogar eine siebzigjährige Matrone schleppte rüstig ihr Bündelchen; außerdem waren noch viele Esel mit Gepäck beladen, und in der Mitte des Pilgerzugs stand ein bespannter Wagen, auf welchem die Prophetin Platz nehmen sollte. Als sie in Reihen sich geordnet hatten, schritten sie wohlgemuth dem Ausgang des Dorfes zu, wo die Kosaken auf das Geheiß ihres Hauptmanns Posto gefaßt hatten. Der Himmel lachte in seiner gemüthlichsten Bläue über dem grünen Thal von Katharinenfeld, kein Lüftchen regte sich, kein Wölkchen war zu sehen. Der Storch, der auf dem Dache klapperte, die Lerche, die aus sonniger Höhe fröhlich trillerte, sie schienen der Thoren zu spotten, denen ihre Flügel fehlten, um über die Lanzen der Kosaken hinweg nach Jerusalem zu fliegen. Als das ersehnte Wunder sich nicht ereignen wollte, da rieben sich die armen Leute die Augen, als erwachten sie aus einem seltsamen Traume. Noch verzagten sie nicht. Als sie nun aber zu ihrem Schrecken merkten, daß die Kosaken mit vorgestreckten Lanzen und derben Flüchen sie vom Thore zurückscheuchten, da fielen sie betend auf die Knie und sangen ein Lied aus dem würtembergischen Gesangbuch. In den Zug hatte indessen das Geschrei der kleinen Kinder, von welchen die einen bereits zu essen, die andern zu trinken verlangten, einige Verwirrung gebracht. Unter diesen Umständen fand vernünftiger Rath bessern Eingang als Tags zuvor. Die Auswanderer sahen plötzlich ein, daß die rechte Stunde zur Reise noch nicht gekommen sei, und das Ende der Sache war, daß alle in Katharinenfeld nicht seßhaften unter guter Bedeckung nach den Colonien zurückgeführt, dort von den Uebrigen mit Spott begrüßt wurden, und sich wieder wie früher in die gewohnten und alltäglichen Verhältnisse fügen mußten.

8

Katharinenfeld ist jetzt die schönste dieser deutschen Ansiedelungen; es liegt eine kleine Tagereise von Tiflis entfernt in südwestlicher Richtung, in einem von hohen Waldbergen umgebenen herrlichen Thale. In den Laubwaldungen, welche den Rücken des Gebirges bedecken, schwirren und girren Tausende von Vögeln, klettern und schaukeln sich muntere Eichhörnchen auf den Zweigen, und schweifen Damhirsche und Bären, die aber den Spaziergänger oder Pflanzensammler nicht stören, vielmehr bei seinem Anblick sich eiligst in die einsamsten Gegenden des Waldes zurückziehen. Die Abhänge des Thales sind mit Weinbergen bedeckt; der fette Boden, die glühende Sonne und das frische Wasser des Baches, welches durch Kunst in die Gärten und Weinberge geleitet wird, haben gleichmäßig mit den fleißigen Händen der Ansiedler mitgewirkt, die Reben zu einer solchen Größe, die Trauben, das Obst zu einer solchen Fülle und Süssigkeit, das Gemüse zu einer solchen Ueppigkeit gedeihen zu lassen. Felder und Wiesen, die in dem engen Thal keinen Raum gefunden und auf trockener Höhe stehen, sind minder begünstigt, und die Ernten werden allerdings dort viel häufiger als anderswo durch Hagel und Ungewitter zu Grunde gerichtet; in guten Jahren ist die Ernte von Weizen und Hafer acht- bis zehnfach, in schlechten zwei- bis dreifach. Der Weinbau ist für die Colonisten am ergiebigsten, und der dort gebaute Wein soll besonders die Eigenschaft haben, das Podagra zu heilen. Das Dorf besteht aus sechs breiten Straßen und zwei schönen großen Plätzen, auf welchen zwei Mal im Jahre Markt gehalten wird. Die Häuser sind meist zweistöckig, mit Stroh gedeckt, und sehen in den kleinen Gärten, die sie umgeben, hübsch, sauber und freundlich aus, und allenthalben wohin das Auge sieht, erkennt es, daß hier fleißige und betriebsame Menschen wohnen. Zwar steht nur ein bescheidenes, strohgedecktes Bethaus in der Mitte des Dorfes, doch tönt sein Glöcklein eben so wohlklingend, so fromm und lieblich wie anderwärts durch das Thal und in den duftigen Buchenwald hinein.

Hier in diesen Colonien ist der Orient mit seinem glänzenden Elend verschwunden, man findet sich hier wie durch einen Zauberschlag nach Deutschland versetzt, und erkennt erst recht durch den Gegensatz alle die Segnungen, die im Gefolge des Fleißes, des frommen Sinnes und der Liebe zum Heerde und zur Familie sind. Keine stolzen Moscheen- und Kirchenbauten sieht man hier, neben deren Pracht die armselige Bauernhütte nur um so trauriger aussieht, keinen augenblendenden Putz von Turbanen und goldgestickten Gewändern, unter denen das Ungeziefer sich birgt, keinen Flitterstaat von Polstern und schlechten Teppichen, die ein schlechter Ersatz sind für Frost und schmale Bissen; dagegen schmucke und solide Häuser, die gegen das Wetter schützen, im Innern gar wohnlich eingerichtet mit Kachelofen, Pendeluhr und sammtnem Lehnstuhl, alles reinlich und behaglich, wie daheim im Schwarzwald und am Neckar; neben dem Häuschen ein sauberes Gärtchen ohne Blumen, aber voll Wicken und Bohnen, voll Salat, Rüben und Krautköpfen; unweit des Gartens ein Weinberg

oder eine Wiese oder ein schönes Saatfeld, nicht eine halbe Wildniß, wie sie oft die Dörfer der Tataren und Georgier umgiebt. Ein Mann arbeitet auf dem Felde, er trägt nicht flatternde Gewänder von Seide oder kostbaren Stickereien; er sieht möglichst unschön aus im groben Tuchkittel mit großen Knöpfen, in Hosen von Zwillich oder Leder; er ist nicht von edlem Wuchs, nicht leicht und gewandt in seinen Bewegungen wie der Orientale, sondern äußerlich plump und unbeholfen; dafür haßt er aber das träumerische Nichtsthun, arbeitet brav den ganzen Tag, schwingt Sense und Dreschflegel nimmer müde, hat die Scheune und den Stall stets wohlgefüllt, und ihm fehlt nie der kräftige Appetit vor einer vollen Schüssel. Im Innern des Häuschens waltet keine geschminkte Schönheit, keine schlanke Gestalt mit dunkeln Augen und zierlichem Haargeflechte, die auf dem Polster sich hinstreckt oder malerisch auf der Terrasse sitzt. Die stämmige Gestalt der schwäbischen Colonistenfrau ist weder schlank noch zierlich zu nennen, sie trägt statt der bunten Seide ein einfaches Kleid von Kattun oder Wolle, sie liebt nicht die weichen Polster, sie ist die Selbstherrscherin in Küche und Garten, flickt, spinnt und strickt, wenn sie von schwerer Arbeit ruht, und „regt ohne Ende die geschäftigen Hände". Man vergleiche aber ein solches Dorf mit den Dörfern irgend einer der Völkerschaften des Orients, und frage sich dann, welche Lebensweise die gesegnetere ist. Wenn nur alle Deutschen das erkennen wollten, was sie haben, sie würden sich glücklicher und zufriedener fühlen, als dies oft geschieht, sie würden nicht andere Völker um eingebildete Güter beneiden oder sich nach fremden und in ihrer Einbildung schönern Ländern sehnen, sondern Gott für die Güter des Leibes und Geistes danken, womit er sie in so reichem Maße gesegnet hat.

Die Mehrzahl der deutschen Colonien in Georgien erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes, einige sind nur dürftig bedacht und haben mit verschiedenen Nachtheilen zu kämpfen; wo besonders glückliche Verhältnisse die einzelnen Ansiedler begünstigten, wurden die Leute wohlhabend und sogar reich. Wenn sie auch meist in bessern Umständen leben als vor ihrer Auswanderung in Würtemberg, so haben sie allerdings das schöne Land nicht gefunden, welches sie geträumt hatten, sondern erkennen, daß man hier wie dort und wie überall nur im Schweiße der Arbeit sein tägliches Brod gewinnen kann. Darum tragen sie fortwährend in sehnsüchtigem Herzen das Bild eines andern gelobten Landes, welches weder die alte noch die neue Heimath ist, und welches auch nicht auf der Erde gefunden werden kann. Der Zweck aber, welchen der russische Kaiser durch diese deutschen Ansiedelungen besonders erreichen wollte, nämlich in den neuerworbenen sehr fruchtbaren Provinzen Musterwirthschaften zu errichten, welche den georgischen und armenischen Bauern, die selbst in den paradiesischen Gegenden des Landes arm und kümmerlich in ihren düstern Lehmhütten leben, als anregendes Beispiel vorleuchten sollten, dieser Zweck ist bis jetzt nicht erreicht worden. Die Eingebornen haben auf dem Lande ihre Art zu leben und zu wohnen nicht geändert;

trotzdem sie das weit bequemere Leben der Colonisten und die Vortheile, welche diesen aus ihrer Thätigkeit, besonders aber aus ihrem Gemüse- und Kartoffelbau erwachsen, gesehen haben, bringen sie nach wie vor ihr Leben in Armuth, Schmutz und wenigstens nach unsern Begriffen in Elend zu, und bemühen sich nicht im Geringsten, ihnen auch nur im Kleinsten nachzuahmen oder sich in bessere Verhältnisse zu bringen. In den Dörfern wie in den Vorstädten von Tiflis findet man dieselben mehr unter- als überirdischen, eher Ställen als Wohnungen für Menschen ähnlichen Häuser, wie sie vor hundert Jahren gewesen sind, und alle Frühjahre, wenn die Regenzeit kommt, bringt der Georgier und Armenier von Neuem in Wohnungen zu, in die fortwährend Wasser eindringt, ohne auch nur im Geringsten darauf bedacht zu sein, im Sommer diesem Uebelstande abzuhelfen.

Druck von C. E. Klinkicht u. Sohn in Meißen.